

Editorial 26: Bibliotheken __abseits, außerhalb der Bibliothek

Redaktion LIBREAS

Es gibt ein Bibliothekssystem. Vielleicht auch mehrere Bibliothekssysteme? Daneben gibt es nachweislich weitere Einrichtungen, die sich als Bibliotheken verstehen, aber nicht als Teil eines Bibliothekssystems. Kann das sein? Was für Institutionen sind das? Wer steht hinter solchen Einrichtungen? Haben sie ein Recht, sich Bibliothek zu nennen oder okkupieren sie diesen Begriff? Muss er ihnen abgesprochen werden? Und wenn ja, wer hat das Recht dazu und entscheidet dies auf welcher Grundlage?

Die aktuelle Ausgabe der LIBREAS beantwortet diese Fragen nicht wirklich, aber sie liefert zumindest einiges an Material dazu. Zum Beispiel einen Text, in dem sich die Anarchistische Bibliothek & Archiv Wien vorstellt. In der Redaktion führte er zu einigen Diskussionen. Die Personen mit eigenen Erfahrungen in der Szene sehen in ihm eine gute Schilderung des Projektes inklusive seiner politischen Ansprüche. Andere Teile empfinden die Schilderung in Teilen naiv. Aber was heißt *naiv* in diesem Zusammenhang? Ist es *naiv*, weil wir als „Professionelle“ es besser wüssten und zum Beispiel Digitalisierungsprojekte anders planen? Ist es *naiv*, weil wir als „Professionelle“ anders über Bibliotheken und deren Funktionen reden, anders planen und andere Punkte wichtig finden, als das Kollektiv in Wien? Wäre eine solche Differenz nicht gerade der Kern einer explizit anarchistischen Bibliothek? Ist es also *naiv*, weil wir und das Kollektiv in gewisser Weise in anderen Welten leben? Haben wir das Recht dazu, den Text *naiv* zu nennen und umzuschreiben? Bestimmt nicht.

Daher beließen wir ihn als Selbstdarstellung so, wie er jetzt publiziert ist. Aber diese Episode aus der Redaktionsarbeit zeigt sehr schön, worum es geht: Darum, Macherinnen und Machern solcher Bibliotheken außerhalb der offiziellen Bibliothekswesen zu befragen, was sie von ihren Einrichtungen denken, erwarten und erhoffen. Und dabei von ihnen zu lernen, blinde Flecken und Lücken bei uns „Professionellen“ zu entdecken. Zum Beispiel eine Haltung, die andere Einrichtungen im ersten Moment als *naiv* beschreibt – wenn auch gleich mit einem unguten Gefühl.

Dabei geht es nicht nur um Einrichtungen, die sich politisch außerhalb der offiziösen Bibliothekssysteme verorten. Uwe Jung berichtet darüber, wie das Implementieren von Bibliothekskonzepten, die zumeist in Europa entstanden sind, in Kamerun regelmäßig scheitert und reflektiert über Gründe dafür. So einfach ist die Grenze zwischen Gesellschaften offenbar auch für Bibliothekskonzepte nicht zu überschreiten. Christian Kahle führt – was gewiss Widerspruch hervorrufen wird – offene Bücherschränke und Bibliotheken auf künstlerische Interventionen zurück und weist damit auf ein Denken über Bibliotheken hin, das weder aus dem Bibliothekswesen stammt noch unbedingt die gleichen Ziele verfolgt. Eliane Blumer und Karsten Schuld



Abbildung 1: Redaktionsorte VII (Berlin Friedrichshain, Dezember 2014)

zeigen einen weiteren Grenzbereich, wenn sie in ihrem Text die Nutzung von Öffentlichen Bibliotheken in Aufwertungs- und Verdrängungsprozessen in Lausanne besprechen. Hier wird die Bibliothek als Kultureinrichtung in größeren Strategien verwendet, dabei aber nicht auf bibliothekarische Fragen oder Zielsetzungen geachtet. Ben Kaden berichtet über eine reisende Bibliothek von Zines und reflektiert, wie solche speziellen Publikationen mit ihrer spezifischen Materialität für das reguläre Bibliothekswesen kaum greifbar werden können.

Die Snowden-Commons erweitern den Blick noch in eine andere Richtung: Wie können Materialien, die ungeplant zugänglich werden, in einer geordneten und verlässlichen Form dauerhaft an eine Öffentlichkeit vermittelt werden?

Wie gesagt: Wo genau die Grenzen der Bibliothekswesen verlaufen, wer Diskussions- und Definitionsmaßnahmen hat, wird in dieser Ausgabe der LIBREAS nicht geklärt. Diese Diskussion bleibt also offen. Alternative Bibliotheken, die sich nicht in einem fixen Formen offizieller Bibliotheksorganisation verpflichteten Rahmen herausbilden, zeigen nicht zuletzt, wo Bedarfe nicht von dem traditionellem Bibliothekswesen aufgefangen werden und vielleicht auch nicht aufgefangen werden können. Eine interessante Erweiterung der Perspektive ergibt sich aus der gern praktizierten Überführung Öffentlicher Bibliotheken in ehrenamtliche Strukturen, die so auch für die dann ehemaligen Unterhaltsträger nicht mehr kontrolliert werden können. Es wäre interessant, nachzuforschen, in welchem Umfang sich bürgerschaftliche Bewegung an beiden Enden des politischen Spektrums solcher Möglichkeiten bedienen.

Für Spezialbibliotheken wie Zines of the Zone und also Nischenbestände stellt sich zugleich die Frage der Nachhaltigkeit. Hier werden Anschlussfragen akut zu stellen sein. Die von Ben Kaden unlängst im LIBREAS-Tumblr aufgebrachte Idee einer *Library of the Libraries* (vgl. <http://libreas.tumblr.com/post/104999402491/inside-library>), die als zentraler Anlaufpunkt auch

diese Facetten der Kulturproduktion auffängt und dokumentiert (idealerweise angeschlossen an einer Nationalbibliothek) ist sicher nur eine frühe Überlegung.

Die Infrastrukturfrage wird dagegen in der Ausgabe gespiegelt und zwar im Beitrag zu Open Access Repositorien von Maxi Kindling und Paul Vierkant. Und schließlich gibt es, fast als Vorgeschmack auf die Methoden-Ausgabe von LIBREAS, ein Interview über das zunehmend zum Einsatz kommende Format des so genannten World Cafés am Beispiel des Weber World Cafés, welches Gesche Schifferdecker im Gespräch vorstellt.

Mit dieser Ausgabe haben wir auch das Design angepasst. Ziel ist es, das Lesen auf dem Handy oder auf dem Tablet besser zu unterstützen. Außerdem haben wir im Sinne des Schutzes der Privatheit die *addThis* Funktionen entfernt.

Wie immer ist nach der Ausgabe vor der Ausgabe. Weitere werden folgen. Wer uns dabei unterstützen möchte, kann dies sehr gern mit substantiellen Beiträgen tun. Und natürlich möchten wir auch auf den LIBREAS. Verein zur Förderung der bibliotheks- und informationswissenschaftlichen Kommunikation hinweisen. Eine Mitgliedschaft ist vergleichsweise günstig und hilft uns, Diskussion und Debatten auch über die Zeitschrift hinaus anzuregen, zu unterstützen und zu dokumentieren. Informationen zu Verein finden sich unter <http://www.libreas-verein.eu/>.

Viel Spaß bei der Lektüre und, wenn gewünscht, Diskussionen,

Ihre/eure LIBREAS-Redaktion

(Berlin, Bielefeld, Chur, München, Potsdam)

Abstand als Alternative? Vom Normalen und weniger Normalen in kamerunischen Bibliotheken

Uwe Jung

Am praktischen Beispiel des kamerunischen Bibliothekswesens werden Probleme bei der Übernahme von "traditionellen" Bibliothekskonzepten in andere Kulturen verdeutlicht. Die Lösungen dieser Probleme werden zum einen in einem besseren Verständnis der handelnden Akteure, zum anderen in einer Neuausrichtung der Zusammenarbeit mit eben diesen Akteuren gesehen.

Ein Anfang

Wer nach alternativen Bibliothekskonzepten fragt, muss sich zunächst über das Wesen traditioneller Bibliothekskonzepte im Klaren sein. Diese Frage scheint für weite Teile Europas und Nordamerikas geklärt zu sein. Doch in einem Land, in welchem der konstruierte Widerspruch zwischen Tradition und Moderne regelmäßig unter wechselnden Vorzeichen betrachtet wird, ist dies weniger klar, als gemeinhin angenommen. Der nachfolgende Text entstand als Ergebnis langjähriger aktiver Beobachtung in der bibliothekarischen Praxis Kameruns. Obgleich er versucht, einige der beschriebenen Phänomene ansatzweise theoretisch zu unterlegen, erhebt er doch keinen Anspruch auf eine umfassende theoretische Erklärung.

Kamerun liegt an der Grenze zwischen West- und Zentralafrika. Das Land war zwischen 1884 und 1916 eine deutsche Kolonie. Mehr noch, während dieser Zeit wurden dutzende von verschiedenen lokalen Gesellschaften zwischen Atlantik und Tschadsee unter einer zentralen Verwaltung zusammengefasst. Wichtigstes Erbe dieser gemeinsamen Geschichte war folglich die Schaffung eines Staatswesens, dessen Name und dessen Grenzen im Wesentlichen noch heute existieren. Nach dem 1. Weltkrieg wurde das Land in zwei von Großbritannien und Frankreich verwaltete Mandatsgebiete aufgeteilt, zunächst im Namen des Völkerbundes, später im Namen der Vereinten Nationen. Dieses Doppelmandat führte unter anderem dazu, dass die heutige Republik Kamerun in einen dominanten frankophonen und einen kleineren anglophonen Landesteil unterteilt ist. Anfang der 1960er Jahre wurden beide Mandatsgebiete, euphemistisch ausgedrückt, in die politische Unabhängigkeit entlassen. Das zunächst föderalistisch geprägte System wurde 1972 zugunsten eines zentralistischen Einheitsstaates abgeschafft.

Die gegenwärtige politische Situation ist durch die seit 1982 währende Amtszeit von Paul Biya gekennzeichnet. Unter dessen Ägide wurde eine gewisse innenpolitische Stabilität durchgesetzt, die jedoch gleichzeitig zu einer weitgehenden gesellschaftlichen Stagnation führte. Weitauß problematischer ist jedoch die sich daraus ableitende Zukunftsperspektive. Beobachter gehen derzeit davon aus, dass die aktuelle politische Situation im Zusammenhang mit dem demnächst



Abbildung 1: Übersichtskarte Kamerun. Kamerun ist in zehn Regionen unterteilt. Die größten Städte sind Duala, Yaoundé und Bafoussam. Bildquelle: <http://de.wikipedia.org/wiki/Kamerun> CC-BY-SA.



Abbildung 2: Eine alte Eisenbahnbrücke in Edea. Die 162 m lange Brücke über den Sanaga stellt das vielleicht bekannteste, heute noch vorhandene Bauwerk aus der deutschen Kolonialzeit dar. Bildquelle: Foto des Autors.



Abbildung 3: Bismarck in den Tropen. Von der allgemeinen Bismarck-Euphorie gegen Ende des 19. Jhs. blieb auch Kamerun nicht verschont. Der Bismarck-Brunnen in Buea wurde 1899 vom damaligen Bezirksamtmann Leuschner initiiert, der das Portrait gar eigenhändig modellierte (Deutsches Kolonialblatt 1899, S. 368). Just im Rücken des Fotografen befindet sich die Außenstelle Buea des Nationalarchivs, Standort eines Teils der ehemaligen deutschen Gouvernements- Bibliothek. Bildquelle: Foto des Autors.



Abbildung 4: Kolonialbauten in Buea. In diesem vor 1914 fertiggestellten Gebäude residiert heute die regionale Verwaltung des Kulturministeriums für die South-West-Region, eine von zwei anglophonien Regionen des Landes. Bildquelle: Foto des Autors.

anstehenden, jedoch offenbar unvorbereiteten Führungswechsel zu gewaltsam ausgetragenen Konflikten führen wird.¹



Abbildung 5: Ein Propaganda-Poster. Das Poster wurde 2011 anlässlich eines Kongresses der regierenden Staatspartei RDPC aufgestellt. Über groß im Vordergrund: Paul Biya. Bildquelle: Foto des Autors.

Die letzten 130 Jahre haben im Gebiet des heutigen Kameruns zweifellos tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen hervorgebracht. Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, dass diese Veränderungen zumeist auf das Wirken äußerer Faktoren zurückzuführen sind. Landläufig wird für diese Veränderungen oftmals der Begriff der Modernisierung verwendet. Jedoch ist dieser Begriff gleich in mehrfacher Hinsicht problematisch. Weder gibt es eine lineare Abfolge gesellschaftlicher Entwicklung vom „Niederen“ zum „Höheren“, noch gibt es einen klar voneinander abzugrenzenden Gegensatz zwischen Tradition und Moderne.² Ist mit Modernisierung gar gemeint, eine Gesellschaft nach aktuellen westlichen Maßstäben zu entwickeln, wird der Begriff nicht mehr tragbar. Die besagten Veränderungen haben in Kamerun vielmehr zu einer spezifischen kamerunischen Gesellschaft mit eigenen Werten und Formen des Zusammenlebens geführt. Dies zu erkennen, ist eine wichtige Voraussetzung dafür, sich lernend mit einzelnen Institutionen und Phänomenen dieser Gesellschaft beschäftigen zu können.

Das Spezifische der kamerunischen Gesellschaft führt jedoch zugleich zur Feststellung, dass jede Form von Verallgemeinerung höchst problematisch ist. Für Kamerun geltende Aussagen können nicht ohne weiteres auf eine „afrikanische“ Gesellschaft übertragen werden. Das Konstrukt „Afrika“ taugt nur bedingt zum Erkenntnisgewinn. Es musste hingegen bereits zu oft als Vehikel für unzutreffende Verallgemeinerungen herhalten. Das Ergebnis dessen lässt sich sarkastisch zu dem Klischee vom Katastrophentinent mit fröhlich tanzenden Bewohnern, phantastischen Landschaften und wilden Tieren zusammenfassen. Oder, wie es der kenianische Schriftsteller Binyavanga Wainaina sehr pointiert ausgedrückt hat: „Afrika ist der einzige Kontinent, den man lieben kann.“³

¹ International Crisis Group (ed.): *Cameroon: Prevention is Better than Cure*. Africa Briefing N°101, 4 September 2014 <http://www.crisisgroup.org/en/regions/africa/central-africa/cameroon.aspx> (besucht am 11.10.2014).

² Zum Problem der Modernisierung von Gesellschaften gibt es verschiedene Denkrichtungen und eine umfangreiche Literatur. Von besonderer Bedeutung ist hierbei das Theoriensystem des Postkolonialismus. Siehe hierzu auch: Kerner, Ina: *Postkoloniale Theorien zur Einführung*. Hamburg 2012-

³ Binyavanga Wainaina: *Hungernde sind gut. Über Afrika schreiben – eine ironische Anleitung*. In: Fluter. Online-Ausgabe vom 1.2.2006 <http://www.fluter.de/de/afrika/thema/4704/> (besucht am 29.09.2014).

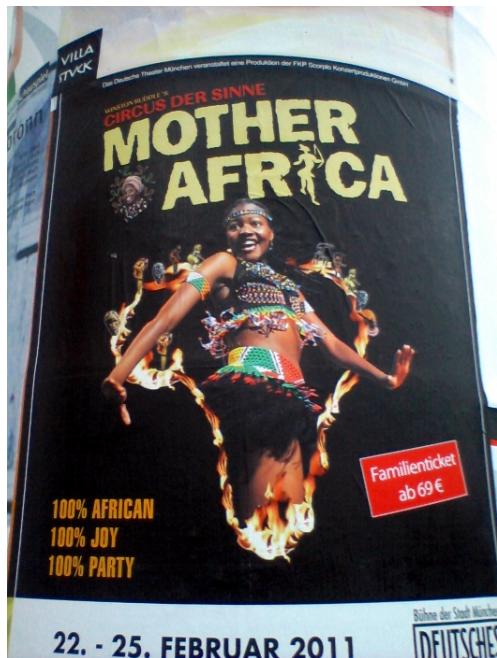


Abbildung 6: Ein Veranstaltungsplakat in München. Klischees beherrschen die Vorstellung über „Afrika“ in Europa. Die hier vor der obligatorischen Afrika-Karte dargestellte Dame trägt imitierten „traditionellen“ Glasperlen-Schmuck, übrigens ein typisches koloniales Handelsprodukt im 18. und 19. Jahrhundert. Bildquelle: Foto des Autors.

Bibliotheken in Kamerun

Bibliotheken in Kamerun sind fast immer unter dem Gesichtspunkt von kolonialen und neokolonialen Auseinandersetzungen zu betrachten. Sie entstanden und entstehen in den allermeisten Fällen auf der Basis eines importierten und für allgemeingültig angesehenen Konzepts. Diese Aussage gilt teilweise sogar für die berühmte vom König Njoya entwickelte Bamum-Literatur, welche zu einem Zeitpunkt entstand, als die deutsche Kolonialverwaltung bereits im Lande wirkte.⁴

Eine der ersten traditionellen (oder sollte man hier besser sagen, modernen) Bibliotheken in Kamerun entstand mit dem Aufbau der deutschen Kolonialverwaltung ab 1884. Teile dieser so genannten Gouvernements-Bibliothek haben sich bis heute in Buea und Jaunde⁵ erhalten. Dieser wahrscheinlich ersten „europäischen“ Bibliothek sollten noch weitere folgen. Sie befinden

⁴Sultan Njoya von Bamum (Fumban) begann Ende des 19 Jh. mit der Entwicklung eines eigenen Schriftsystems, der sogenannten Bamum-Schrift. Der direkte Kulturkontakt mit der deutschen Kolonialadministration erfolgte erst einige Jahre später. Es kann jedoch davon ausgegangen werden, dass Njoya bereits zu Beginn dieses Prozesses über die Bedeutung von Schrift als Mittel zur kolonialen Herrschaftssicherung einigermaßen informiert war. Michael Everson and Charles Riley: *Preliminary proposal for encoding the Bamum script in the BMP of the UCS*. 2007 <http://std.dkug.dk/jtc1/sc2/wg2/docs/n3209.pdf> (besucht am 11.10.2014).

⁵Im Text werden die Geografika konsequent in deutscher Schreibweise wiedergegeben, falls hierfür eine amtliche Übersetzung vorliegt. Es sollte aber klar sein, dass sowohl diese, als auch die aktuellen französischen und englischen Schreibweisen Produkte kolonialer Verwaltung darstellen. Teilweise existieren lokale Bezeichnungen, wie z. B. Ongola für Jaunde (Yaoundé, Yaounde). Jedoch verbergen sich auch dahinter koloniale Phänomene und sind diese international nicht gebräuchlich.

sich hauptsächlich in Schulen und Hochschulen, in Behörden, in privat organisierten Kulturzentren sowie - recht vereinzelt anzutreffen - in kommunalen Einrichtungen. Ihre Zahl ist kaum bekannt. Noch weniger bekannt sind belegbare Daten zur Größe der Bestände, zur Art der Bestandserneuerung sowie zur Zahl der Besucher. Das Fehlen dieser Zahlen macht es notwendig, sich auf anderen Wegen ein Bild vom kamerunischen Bibliothekswesen zu verschaffen, zum Beispiel durch Besuche, Interviews und Gespräche mit den Akteuren. Der Autor hat seit etwa zehn Jahren die Möglichkeit, diese Methoden zu nutzen. Indes ist es auch nach so langer Zeit noch schwierig, sich ein abschließendes Urteil über das Bibliothekswesen in Kamerun zu erlauben.

Wodurch sind also Bibliotheken in Kamerun beziehungsweise das kamerunische Bibliothekswesen gekennzeichnet? Nachfolgend der Versuch einer Charakterisierung:

Wie bereits erwähnt, besteht ein wichtiges Merkmal darin, dass sich nahezu alle bibliothekarischen Einrichtungen in Kamerun der „modernen“ Sphäre zuordnen lassen.⁶ Gemeint ist ihre Einbettung in den Kontext von Institutionen, welche erst in den letzten 130 Jahren im Land entstanden sind. Zu nennen sind hier Schulen und Hochschulen, Behörden und Kommunalverwaltungen, nationale und internationale Regierungsorganisationen, das Parlament, aber auch kirchliche Gemeinden und sekuläre Vereine. Vielen von ihnen ist gemein, dass sie sich als Ge- genentwurf zu lokal überlieferten Formen von Kultur und Gesellschaft verstehen. Ihr Anspruch bestand und besteht darin, vorgefundene Dinge zu verändern, vorhandene Strukturen aufzubrechen, Neues zu schaffen, kurz: die Gesellschaft zu „modernisieren“ und „voranzubringen“. Die Anführungszeichen bei einigen der zuvor genannten Begriffe sollen ausdrücken, dass diese Ansichten nicht von allen in diesen Prozessen involvierten Akteuren in gleicher Weise geteilt werden.

Viele dieser institutionellen Gründungen und somit auch den meist damit einhergehenden Bibliotheksgründungen erfolgten direkt oder indirekt durch ausländische Institutionen. Direkt bedeutet hier, dass bei der Gründung bereits die ausländische Institution präsent war oder die Gründung direkt auf den Willen einer ausländischen Institution zurückgeht. Indirekt bedeutet, dass die Gründung mit der Absicht erfolgte, formell mit den Entwicklungen im Ausland gleichzuziehen. In jenem Sinne wurden Bibliotheken vor allem deshalb geschaffen, weil sie international üblich sind. Man orientierte sich also am Ausland und kopierte im Wesentlichen die Form. Die Auseinandersetzung mit den klassischen Funktionen einer Bibliothek rückte dagegen eher in den Hintergrund.

Außer den Bibliotheken wurden auch einige damit verbundene Strukturen und Prozesse geschaffen. So gibt es in Kamerun, wie in anderen Ländern auch, eine Nationalbibliothek mit Pflichtabgabeverordnung, einen nationalen Bibliotheksverband sowie universitäre Ausbildungsstätten für Bibliotheksmitarbeiter. Letztere wiederum geben Informationen über international praktizierte Begriffe, Normen und Prozesse an ihre Studenten weiter.

Das Ergebnis dieser Gründungsprozesse ist eine Bibliothekslandschaft, die sich auf den ersten Blick kaum von denen in anderen Ländern unterscheidet. Erst beim näheren Hinsehen zeigen sich die markanten Unterschiede von der „internationalen Norm“. Mehr noch, die reale Situation vor Ort führt bei den beteiligten Akteuren nicht selten zu Reaktionen, die auf den aufgeklärten westlichen Beobachter mitunter verstörend wirken.

⁶Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass es bereits vor 1884 im Norden des heutigen Kameruns Palastbibliotheken beziehungsweise schriftliche Chroniken gab. Siehe auch: Hunwick, John O., und Rex Séan O'Fahey: *Arabic Literature of Africa: The Writings of Central Sudanic Africa Vol.2. Volume 13.* BRILL, 1995.

Probleme?

Zu den Unterschieden gehören zum Beispiel das fast vollständige Fehlen von Bibliotheksentwicklungsplänen beziehungsweise die ausbleibende Umsetzung dieser Pläne. Ein planmäßiger Bestandsaufbau findet nur selten statt. Es dominiert die eher zufällige Bestandserweiterung auf der Grundlage von Schenkungen. Bei den Schenkungen wiederum handelt es sich nicht selten um ausgesonderte Titel ausländischer Institutionen. Finden keine Schenkungen statt, entfällt als Konsequenz auch der Bestandsaufbau. Als Beispiel soll hier die zentrale öffentliche Bibliothek in Jaunde genannt werden, für die nach der Gründungsphase 1998 kein einziges neues Buch mehr angeschafft wurde.⁷

Auch bei der Betrachtung der Infrastruktur lassen sich Unterschiede feststellen. Viele Räumlichkeiten wirken wenig einladend auf die Besucher. Und obgleich die in Kamerun häufig anzutreffende Mischung aus Staub und hoher Luftfeuchtigkeit viel zu diesem Eindruck mit beiträgt, liegen die Ursachen hierfür woanders. Budgets für regelmäßige Bibliotheksreinigung und neues Mobiliar sind selten vorgesehen beziehungsweise werden - den verschiedenen Gesprächspartnern zufolge - regelmäßig von Mitgliedern der vorgesetzten Ebene zweckentfremdet.

Des Weiteren wird der im Alltag häufig anzutreffende autoritäre Führungsstil vielerorts auch in Bibliotheken praktiziert. Bibliotheksnutzer finden sich deshalb nicht selten in der Rolle von Subjekten wieder, die den Betrieb eher stören als bereichern. Ein immer wieder zu hörender Satz lautet entsprechend „Les enfants-là dérangent!“,⁸ wobei die besagten Kinder gut und gerne auch mal 30 Jahre alt sein können. Unter diesen Umständen das Ideal der Förderung eines allseitig informationskompetenten Bürgers herauslesen zu wollen, erscheint wenig realistisch. In diesem Zusammenhang darf auch vermutet werden, dass eine breite Masse von selbstständig und kreativ handelnden Individuen im Grunde genommen in Kamerun kein Ziel staatlichen Handelns darstellt. Permanente Innovation sowie das stete infrage stellen der bestehenden Ordnung würden einen hohen Mitteleinsatz bei der Aufrechterhaltung ebendieser Ordnung bedingen. Der Vorteil einer durchgängig autoritär organisierten Gesellschaft besteht hingegen genau darin, dass sich die bestehende gesellschaftliche Ordnung mit relativ geringem Mitteleinsatz aufrechterhalten lässt. Freilich nur bis zu einem gewissen Grad. Im Übrigen stellt der Kern dieses Prinzips ein weiteres Erbe kolonialer Praxis dar. Die koloniale Beherrschung eines knapp 500.000 km² großen Raumes mit kaum mehr als 100 europäischen Militärs wäre anders nicht denkbar gewesen.⁹

Kaum besser steht es um die gesellschaftliche Anerkennung der bibliothekarischen Berufe. In vielen Schulen, aber nicht nur dort, wird mancher leistungsschwache Mitarbeiter „zur Erholung“ in die Bibliothek versetzt. Generell genügen die Gehälter der Mitarbeiter oftmals nicht, um sich und der Familie ein bescheidenes Leben zu sichern. Die Folgen davon sind häufige Abwesenheiten zwecks Nebenerwerb beziehungsweise wegen mangelnder Motivation. Hat man zudem das „Glück“ als Beamter angestellt zu werden, braucht es in der Regel zwei bis drei Jahre, bis das erste Gehalt ausgezahlt wird. Einen Teil dieser unfreiwilligen Wartezeit verbringt der Bittsteller dann nicht an seinem Arbeitsplatz, sondern in der Hauptstadt mit dem Putzen

⁷Diese und einige der folgenden Information entstammen wiederholten Gesprächen mit Mitarbeitern der genannten Einrichtungen sowie Besuchen vor Ort.

⁸„Die Kinder da stören beziehungsweise nerven!“

⁹Hoffmann, Florian: *Okkupation und Militärverwaltung in Kamerun: Etablierung und Institutionalisierung des kolonialen Gewaltmonopols 1891-1914*, Cluvert 2007.



Abbildung 7: Ein Plakat der staatlichen Wahlkommission in Jaunde. Auffällig ist hier die Feststellung, wonach Wahlen die Macht legitimieren und die Notwendigkeit des Gehorsams (gegenüber den Herrschenden) rechtfertigen. Bildquelle: Foto des Autors.

unzähliger Türklinken in diversen Ministerien. Über dieses Problem berichten nicht nur Bibliotheksmitarbeiter, sondern auch andere angehende Beamte, wie zum Beispiel Lehrer.

Auch bei der bibliothekarischen Ausbildung werden Unterschiede zur „Norm“ sichtbar. Die Studiengänge einiger Einrichtungen sind unter anderem durch fehlenden Praxisbezug sowie veraltete Lerninhalte gekennzeichnet. Zum Beispiel lernten angehende Dokumentare und Bibliothekare noch 2013 in der staatlichen Ausbildungsstätte ESSTIC, dass es in Deutschland zwei Nationalbibliotheken gibt, eine davon in der DDR (!). Des Weiteren endete ein Kurs zum Thema „Multimedia in der Bibliothek“ mit der Erwähnung der Video-Disc als neueste Entwicklung auf diesem Gebiet.¹⁰ In der Tat sind die Vorlesungen mancher Dozenten kaum mehr als die Zusammenstellung ihrer eigenen, während der Studienzeit angefertigten Mitschriften.

Was Projekte im Bibliothekssektor betrifft, so gibt es hier kaum Unterschiede zu anderen gesellschaftlichen Bereichen im Land. Protokollarische Details und die Dicke von zugestandenen Geldumschlägen erscheinen im Alltag wichtiger als das eigentliche Projektziel. Angesichts der gesellschaftlichen Bedeutung von Essenseinladungen verwundert es auch nicht, dass die Qualität und Quantität der kostenlos angebotenen Speisen und Getränke mitunter über den Erfolg oder Misserfolg einer organisierten Weiterbildungsveranstaltung entscheidet.

Die Ergebnisse solcher Projekte und Workshops lassen sich dann gegebenenfalls an der Größe der entstandenen Ruinen messen. So gibt es zum Beispiel in Marua eine aus einem internationalen Projekt heraus entstandene öffentliche Bibliothek zu bewundern, die irgendwann vor Jahren schlichtweg von Mitarbeitern und Besuchern verlassen wurde. Seit diesem Tag warten Bücher, Regale, Stühle und Tische darauf, unter einer dicken Staubschicht begraben zu werden, um dann womöglich irgendwann in der Zukunft Gegenstand einer archäologischen Ausgrabung zu werden. Wohlgernekt, es handelt sich um die zentrale Öffentliche Bibliothek für Marua und die Region Extrême-Nord, immerhin ein Gebiet mit über drei Millionen Einwohnern!¹¹ Marua ist

¹⁰ Die beiden hier genannten Beispiele entstammen den Vorlesungsskripten einer Kollegin, die seit 2013 einen berufsbegleitenden Fernstudiengang zur Erlangung einer *Licence Professionnelle* an der ESSTIC (École Supérieure des Sciences et Techniques de l'Information et de La Communication) absolviert. Sie stellen sicherlich Extremfälle dar, deuten aber grundsätzlich auf veraltete Lehrinhalte hin.

¹¹ Institut National de la Statistique du Cameroun: *La Population du Cameroun en 2010*. o.J. <http://statistics.cameroon.org/news.php?id=18> (besucht am 25.10.2014).

dabei leider kein Einzelfall. Die Tageszeitung „Mutations“ berichtete in ihrer Ausgabe vom 14. Oktober 2014 darüber, dass es in Bertua, immerhin Hauptort der flächenmäßig größten Region Est, derzeit keine einzige Bibliothek gäbe. Der Autor der „Mutations“ bezieht sich hierbei im Wesentlichen auf die dort ebenfalls geschlossene Öffentliche Bibliothek. Über die Existenz einiger kleinerer Bibliotheken scheint er hingegen nicht informiert zu sein.



Abbildung 8: Die Garga-Aliou-Outsman-Bibliothek in Maroua. Die zentrale Öffentliche Bibliothek für die Stadt Maroua und die Region Extrême-Nord ist seit mehreren Jahren geschlossen. Bildquelle: Foto des Autors.



Abbildung 9: Die Garga-Aliou-Outsman-Bibliothek in Maroua. Ein Blick durchs Fenster. Bildquelle: Foto des Autors.

Angesichts dieser bisher beschriebenen Umstände mag es wenig verwundern, dass die Nationalbibliothek des Landes seit fast 10 Jahren für die Öffentlichkeit geschlossen ist und der seit 1973 Jahren existierende nationale Bibliotheksverband ABADCAM (Cameroon Association of Librarians, Archivists, Documentalists and Museographers) erst 2010 im Rahmen des IFLA-BSLA-Programms¹² reanimiert wurde.

¹²IFLA: BSLA Country Project: Cameroon <http://www.ifla.org/bsla/country-reports/cameroon> (besucht am 11.10.2014).



Abbildung 10: Die Garga-Aliou-Outsman-Bibliothek in Marua. Noch ein Blick durchs Fenster.
Bildquelle: Foto des Autors.

Ein Erklärungsversuch

Es wäre langweilig und wenig nutzbringend, sich weiter bei der Aufzählung von Problemen aufzuhalten, die - jedes für sich allein genommen - sicherlich auch in anderen Ländern festgestellt werden können.¹³ Generell ersichtlich wird allerdings ein systematisches Abweichen vom Normalen, wobei die nicht erfüllten Normen außerhalb des Landes definiert werden. Betrachtet man folglich das Bibliothekswesen in Kamerun unter dem Gesichtspunkt, wie „es eigentlich sein müsste“, bleiben Enttäuschungen nicht aus. Von den beteiligten Akteuren vor Ort hört man jedoch in Bezug auf diesen oder jenen Umstand immer wieder die Aussage: „C'est normal!“¹⁴ Allein diese ständig wiederkehrende Floskel deutet bereits darauf hin, dass die extern aufgestellten Normen mit denjenigen Normen, wie sie im Land selbst definiert und von den beteiligten Akteuren wahrgenommen werden, nicht übereinstimmen. Ganz offensichtlich befolgen viele Akteure im kamerunischen Bibliothekswesen gänzlich andere Normen, wobei sie daran durch ihre jeweils Aufsicht führenden Einrichtungen kaum behindert werden.

Konkret führt dies zu der These, wonach das aus Europa beziehungsweise Nordamerika eingeführte Konzept der Bibliothek in Kamerun vielerorts abgeändert und den Bedürfnissen von einigen der beteiligten Stakeholder angepasst wurde. Diese Umwandlung erfolgte an einigen Orten so erfolgreich, dass die ursprüngliche Funktionalität der „Bibliothek“ nahezu komplett dahinter verschwand. Im Extremfall berechtigt das Vorhandensein eines angestaubten Regals mit einigen unattraktiven – und daher noch nicht gestohlenen – Büchern zum Bezug eines regelmäßigen Beamteninkommens nebst der Aussicht auf Dienstreisezulagen und ab und an anfallenden Projektgeldern. Im Normalfall ist der Extremfall ein erstrebenswertes Ziel, wobei es dann auch gerne noch ein paar Regale mehr sein dürfen.

In diesem Sinne stellt diese Art von Organisation eine Alternative zum importierten und scheinbar universell geltenden Bibliothekskonzept dar, freilich ohne dass die in Europa und Nord-

¹³So hat zum Beispiel der Autor im August 2013 die Webauftritte der Nationalbibliotheken von 50 afrikanischen Ländern untersucht. Von diesen hatten 22 Länder eine Nationalbibliothek mit Webpräsenz. 16 dieser Webpräsenzen wurden seit 2010 mindestens einmal inhaltlich aktualisiert. Auf sechs Webpräsenzen bestand die Möglichkeit einer OPAC-Recherche. Dabei handelte es sich mit Kenia, Malawi, Mauritius, Namibia, Rwanda und Südafrika jeweils um Länder, in denen Englisch Amtssprache ist.

¹⁴„Das ist normal!“

amerika definierten klassischen Funktionen einer Bibliothek darin noch irgendwie ernsthafte Beachtung fänden.



Abbildung 11: Ein Hinweisschild in Duala. Die Perspektive wollte es so, dass dieses Schild in Richtung eines scheinbar unüberwindlichen Zaunes zeigt. Als der Autor knapp ein Jahr später wieder vorbeikam, war vom Schild nichts mehr zu sehen. Der Ort liegt in unmittelbarer Nähe zur Wuri-Brücke in Duala, welche laut nicht näher belegbaren Angaben täglich von über 1 Million Personen benutzt werden soll. Bildquelle: Foto des Autors.

An dieser Stelle sei vor Missverständnissen gewarnt. Die hier beschriebenen Fälle mögen vielleicht für die Mehrzahl der mit dem Begriff „Bibliothek“ umschriebenen Einrichtungen in Kamerun zutreffen, für die Gesamtheit stimmt dies nicht. Es gibt sehr wohl ernsthafte Bibliotheksprojekte mit engagierten Kolleginnen und Kollegen, die dort ihre Angebote den Nutzern zu kommen lassen. Es würde sich sicher lohnen, die möglicherweise gemeinsamen Voraussetzungen für diese, von außen betrachtet, wünschenswerte Praxis mit wissenschaftlichen Methoden näher zu untersuchen. Als eine erste Hypothese bietet sich eine angenommene Korrelation zwischen „erfolgreichen“ Bibliotheken und einer gewissen finanziellen Unabhängigkeit der jeweiligen Verantwortlichen an.

Und auch ein weiteres Missverständnis muss hier geklärt werden. Das eventuell anzuprangende Verhalten der Mehrzahl der Kollegen und Kolleginnen ist nicht etwa persönliche Unfähigkeit oder – noch schlimmer – einer gruppenspezifischen Unfähigkeit als „Afrikaner“ geschuldet. Vielmehr handeln die jeweiligen Kollegen streng rational, nämlich auf den Vorteil für sich selbst und für Mitglieder ihrer Netzwerke ausgerichtet. Besagte Netzwerke können sich ethnisch, religiös oder aber zum Beispiel auf der Basis von Altersklassen konstituieren. Die Integration in diese Netzwerke entscheidet in den Augen der Beteiligten weit stärker über deren persönlichen Zukunftsperspektive, als dies ein abstrakt vermittelter gesamtgesellschaftlicher Nutzen von Bibliotheken vermag.

Um es noch einmal klar zum Ausdruck zu bringen: Die meisten Bibliotheken in Kamerun basieren auf der Übernahme eines scheinbar universellen – in Wirklichkeit jedoch hauptsächlich im neuzeitlichen Europa beziehungsweise Nordamerika generierten – Konzepts von Bibliothek. Dieses Konzept wurde und wird von einzelnen Stakeholdern aktiv und kreativ den eigenen Bedürfnissen angepasst und zwar so, dass zentrale Funktionen des ursprünglichen Konzepts an Bedeutung verlieren beziehungsweise ganz aufgegeben werden.

Radikal betrachtet unterscheidet sich dieses Verhalten nur wenig vom deutschen Kleingartenbesitzer, der sich eine Buddhafigur zwischen die Beete stellt. Hier wie dort, wird aktiv importiert, das heißt es werden nur diejenigen Teile eines Konzepts übernommen, die für den „Importeur“



Abbildung 12: Eine Straßenbibliothek in Jaunde. Die sogenannten „Librairies de Poteau“ sind am ehesten noch mit Leihbibliotheken vergleichbar. Leser treten hier sowohl als Käufer als auch Verkäufer auf. Von der Differenz lebt der Händler. Bildquelle: Foto des Autors.



Abbildung 13: Bildunterschrift: Eine weitere Straßenbibliothek in Jaunde. In diesem Fall sollte eine private Sammlung deutscher Titel auf der dem Goethe-Institut gegenüber liegenden Straßenseite zum Verkauf gebracht werden. Bildquelle: Foto des Autors.



Abbildung 14: Eine verhinderte Baustelle. Im sogenannten Bundesliga-Stadium, einem der besten Bolzplätze in Jaunde, sollte Anfang 2013 die Erweiterung einer benachbarten staatlichen Grundschule gebaut werden. Die Anwohner wehrten sich, indem sie die tagsüber angelegten Gräben nachts wieder zuschütteten. Die Auseinandersetzung entbehrt nicht einer gewissen Symbolik. Bildquelle: Foto des Autors.

nützlich und sinnvoll erscheinen.¹⁵ Es wäre vermassen und im Grunde genommen Ausdruck einer kolonialen Denkweise, würde der „Exporteur“ auf die detailgetreue Übernahme seines Konzepts beharren. Genau das ist jedoch leider in der Praxis noch viel zu häufig der Fall.

In der Postkolonialismus-Debatte werden die hier beschriebenen Phänomene dem Konzept der Hybridisierung zugeordnet. Homi K. Bhabha, auf den dieses Konzept zurückgeht, sieht im Grenzbereich zwischen zwei Kulturen Gestaltungsmöglichkeiten und Freiräume für Gruppen und Individuen im Rahmen eines sogenannten *Third Space*. Es handelt sich um einen neu entstehenden Raum zwischen dem ersten Raum des globalen Nordens und dem zweiten Raum des globalen Südens.¹⁶ Bhabha, dessen biographischer Hintergrund ihn teilweise selbst zum Bewohner dieses dritten Raumes macht, kann diesem überwiegend positive Eigenschaften abgewinnen. Und zweifellos entwickeln die aufgeführten Akteure in den kamerunischen Bibliotheken ihre Strategien und Freiräume auf der Basis ihres Spiels zwischen den Kulturen. Ob sie jedoch zugleich als Vermittler zwischen diesen Kulturen auftreten können und wollen erscheint hingegen fraglich.

Vorschläge für die Praxis

Was bedeutet nun die hier aufgestellte These für die Praxis, genau genommen für die aus der Perspektive des Außenstehenden erlebte Praxis? Es wird hier schnell deutlich, dass die festgestellten Widersprüche in der Strategie und dem Verhalten des „Exporteurs“ Berücksichtigung finden müssen. Es wird aber auch deutlich, dass diese Widersprüche unter den jetzigen Bedingungen kaum aufgelöst werden können. Die Beziehungen des ersten Raumes zum dritten Raum, zwischen „Exporteur“ und „Importeur“, sind in vielen Fällen zu asymmetrisch, als dass sich dadurch viel Neues zu beiderseitigem Vorteil entwickeln könnte. Trotzdem soll hier eine Sammlung von Prämissen und Handlungsmaximen zur Diskussion gestellt werden:

1. Das zur Diskussion stehende Konzept einer Bibliothek als Ort des Sammelns, Bewahrens, Zugänglichmachens und Vermittelns von Information mag nach der im globalen Norden vorherrschenden Theorie universell gültig erscheinen. Es entspringt jedoch einer spezifischen kulturhistorischen Entwicklung und ist deshalb in der Praxis nicht ohne weiteres auf andere Kulturen übertragbar. Erst recht nicht dort, wo die koloniale Erinnerung an einem oftmals gewaltsgewaltigen, asymmetrischen Kulturaustausch, wie es dem kolonialen System zu eigen ist, noch lebendig ist.
2. Die zweifellos existierenden praktischen Vorteile des westlichen Konzepts von Bibliothek können und sollen beworben werden. Ein bedingungsloses Beharren auf deren notwendige praktische Umsetzung ist jedoch fehl am Platze. Als solche Vorteile seien hier unter anderem genannt: die Speicherung von Informationen unabhängig von menschlichen Übermittlern, der verbesserte und möglichst frei gestaltete Zugang zu diesen Informationen sowie das Auftreten von Bibliotheken als Orte des informellen Lernens.

¹⁵Wir gehen dabei davon aus, dass sich der durchschnittliche deutsche Buddhafigurenbesitzer nicht umfassend mit den religiösen Grundsätzen des Buddhismus identifiziert.

¹⁶Bhabha, Homi K.: *The Location of Culture*. 1994. London: Routledge.

3. Die Entwicklung eines lokal angepassten Konzepts mit unbedingter und maßgeblicher Beteiligung der betroffenen Akteure sollte aufmerksam beobachtet und gegebenenfalls auch gefördert beziehungsweise unterstützt werden. Dabei kommt der Förderung des fachlichen Dialogs auf nationaler und internationaler Ebene eine besondere Bedeutung zu. Der Dialog bietet gute Voraussetzungen für gangbare Lösungen unter rechtzeitigem Ausschluss von Fehlentwicklungen. Es ist jedoch klar, dass die im Dialog ausgehandelten Verfahren irgendwann auch in die Praxis umgesetzt werden sollten.
4. Die beteiligten Kollegen und Kolleginnen vor Ort müssen als selbstständig und rational handelnde Akteure in ihrem jeweiligen Kontext wahrgenommen werden. Obwohl es eigentlich eine Selbstverständlichkeit ist, verdient es dieser letzte Satz, besonders betont zu werden.
5. Einmischung von außen im Sinne von bewussten oder unbewussten Vorgaben sollte vermieden werden. Dabei werden häufig gerade die Auswirkungen von unbewussten Vorgaben unterschätzt. So führt zum Beispiel die an die Bibliotheksmitarbeiter signalisierte Erwartungshaltung, was als gute Bibliotheksarbeit gilt und was nicht, nicht selten zu vorauselendem Gehorsam beim Partner. Das Ergebnis dessen ist, dass der eigentliche Kern des Problems in der Diskussion nicht angesprochen wird. In diesem Sinne wäre das Wagen von mehr Abstand ein denkbarer Weg zur Entwicklung von selbstständigen und tragfähigen lokal entwickelten Konzepten. *Abstand* bedeutet in diesem Sinne zum einen den freiwilligen Verzicht auf latente beziehungsweise manifeste Einmischung der stärkeren Seite in Bezug auf die sich anbietenden Problemlösungsoptionen. *Abstand* bedeutet aber auch, dass die scheinbar schwächere Seite sich die Möglichkeit offen hält, eigene Problemlösungsstrategien zu entwickeln. Es ist jedoch fraglich, ob diese beiden hier angesprochenen Aspekte von *Abstand* angesichts der materiellen und damit machtpolitischen Ungleichgewichte überhaupt in der Praxis umgesetzt werden können.

Probleme bei der Sammlung, Aufbewahrung, Zugänglichmachung und Vermittlung von Informationen sind auch in der kamerunischen Gesellschaft zweifellos vorhanden. Ein Rückgriff auf vorkoloniale Formen des Informationsmanagements scheint nicht möglich. Die hundertprozentige Übernahme westlicher Konzepte erweist sich hingegen als eine Illusion. Die Lösung dürfte in der Entwicklung angepasster Konzepte mit Blick auf den gesamtgesellschaftlichen Nutzen sowie in der Unterstützung durch Staaten entwickelter Bibliothekssysteme liegen. Die Initiative hierzu muss aus dem Inneren der kamerunischen Gesellschaft heraus erfolgen. Dazu wiederum muss den Akteuren mehr intellektuelle Eigenständigkeit zugebilligt werden. Folglich muss die Ausbildung gemäß der aktuellen Praxis und des wissenschaftlichen Diskurses angepasst werden.

Es ist interessant zu sehen, wie in den letzten Jahren Forderungen nach mehr intellektueller Eigenständigkeit (oder besser Unabhängigkeit) massiv in die gesellschaftlichen Diskussionen Einzug gehalten haben. Hauptsächlich spielen diese Forderungen im Rahmen der eingangs erwähnten kommenden politischen Auseinandersetzungen eine Rolle. Es ist jedoch noch nicht abzusehen, inwiefern sie die reale gesellschaftliche Entwicklung beeinflussen und ob sie auch das Bibliothekswesen erreichen werden. Unter der Voraussetzung, dass es dabei friedlich zugeht, wäre dies zu wünschen.

Uwe Jung (jung.uwe@gmail.com) arbeitet seit 2005 am Goethe-Institut Kamerun als Leiter des Bereichs Information und Bibliothek. Er kann auf ein abgeschlossenes Magister-Studium der Afrikawissenschaften sowie einen erfolgreich absolvierten berufsbegleitenden Master-Studiengang BIW, beide an der Humboldt-Universität zu Berlin, verweisen.

Urban Revitalization, Gentrification, and the Public Library: The Case of Lausanne, Switzerland

Eliane Blumer & Karsten Schuldt

Gentrification – a process of replacement of a poorer population in an urban neighborhood with a richer one and the change of the looks of this respective neighborhood – has become a widespread topic of societal debates in recent years. This process is linked to public art and cultural activities, and sometimes triggered with projects of urban revitalization by the respective cities. Public libraries are part of this process and they are used in the concepts of urban revitalization as well as institutions for public culture. This puts them in an uneasy position: thus, libraries also become part in processes of the repulsion of socially vulnerable groups. The text will discuss the current position of public libraries in respect to gentrification, using some incidents in the city of Lausanne, Switzerland, as a case study.

Should public libraries engage in projects for urban revitalization and if so, in which role? What, if this revitalization leads to gentrification, social segregation and displacement of open drug users or other socially vulnerable groups? This text will try to deal with these issues.

In recent years, discussions and social movements around the question of urban revitalization, the “right to the city” and/or gentrification have emerged with a remarkable vitality in Europe, Australia, and North America. (Lees, Slater & Wyly 2008) More often than not, art and cultural projects became part of these controversies. Sometimes, libraries happen to be used as part of the revitalization attempts of urban spaces as well. This is what happens in Lausanne, Switzerland and this text will use Lausanne’s situation – both the neighborhood of the Flon and the Place de la Riponne – as case study for this phenomenon. But: the dealt issues one can find in this text are not limited to Lausanne. Big cities in Europe and the Global North keep growing, almost all of them have strategies to govern these growth processes. In an increasing number of cities those changes lead to social conflicts, some, like the protests in Berlin, New York or San Francisco with a widespread coverage, but most of them only with local visibility. Either way, public libraries in those cities can’t ignore upcoming conflicts around urban revitalization and/or gentrification, because they are affected by changes and are part of them at the same time.

The remaining text is structured as follows. (1) It discusses the gentrification process and its importance in recent urban development by introducing a three phase model. (2) Afterwards, text continues with a greater insight in Lausanne’s situation, especially to the neighborhoods of Flon and Riponne. The text ends (3) with an outline of the role of public libraries and proceed with a formulation of proposals for a further discussion in the library community.

1 Urban revitalization, gentrification, and the displacement of the socially excluded

In recent years, gentrification has become one of the pressing topics of social uproar in different countries, especially in big cities and metropolises. (Holm 2014, Prince 2014, Andres & Grésillon 2013, Naegler 2012, DeSena 2009, Lees, Slater & Wyly 2008) Starting as a term used in urban sociology and by political activists it is now used as a common term in newspapers, everyday discussions and political programs. In some cities like Berlin or Hamburg gentrification seems to be a social development which concerns nearly everyone. As this former scientific term becomes more and more widespread, the meaning of gentrification broadens up. It is sometimes an expression of a feeling of an unwanted shift in the urban landscape and culture, not always grounded in empirical facts. And it is a postmodern concept, as usually those people which seem to drive gentrification are the same people who want to limit negative consequences of this urban change.

Gentrification is at first a term for a tremendous rise of rents. Sooner or later, a change in the population living in certain urban neighborhoods happens, as it seems as if the more poor and more vulnerable population of those neighborhoods is gradually driven out of the gentrified area. But it is more than that. Gentrification also describes the change of the culture, the social structure, and the lifestyle in one neighborhood, usually marked by the closure of the infrastructure used by poor people for their everyday life – like cheap supermarkets or stores, basic pubs and so on – and a rise of the number of cafés, restaurants, shops and infrastructure for a better paying clientele at the same time. This is not just a question of prices, it is also a question of different cultures, whereas the new bars and shops usually seem to be oriented towards a clientele that is more interested in culture, health and alternative lifestyles.

But: not all of those changes are seen as a bad thing, not everybody conceives them as negative. For instance, more art, a wider range of eating offers (Stock 2013) or a less violent street live (De-Sena 2009) are quite often described as a good outcome of the processes known as gentrification. Most often these processes are linked to the disappearing of visible illegal behavior. Groups of public visible drug users are often among the first ones being targeted by those changes and tend to disappear quite fast. For instance, the fight of local stores and neighborhood groups against a public injection room marked, in a way, also the beginning of the active gentrification of the “Schanzenviertel” in Hamburg. (Naegler 2012)

Still, there are other terminologies used to describe these process, especially when those changes are planned. Then they are discussed as “urban renewal” or “urban revival”. Usually, “urban revival” is fostered by the cities itself, but also by organizations commissioned by the cities too – like the “Quartiersmanagement” in Berlin or the “Stadterneuerungs- und Stadtentwicklungs-gesellschaft Hamburg” (Naegler 2012) – or private investors. Lees, Slater and Wyly (Lees, Slater & Wyly 2008) point out that cities and investors usually avoid the term gentrification by choice, even outright disputing the legacy of the term. They understand gentrification – or, in their words, “urban development” – as a favorable process, providing much more positive than negative effects for the respective neighborhoods and their inhabitants.

These processes are even more complex, as they sometimes seem to be triggered by groups who explicitly don't want to displace poor and socially excluded people, but try to live alternative

lifestyles – like artists, students or member of different subcultures – or even people who contest the current economic system, such as left-radical centers like the “Rote Flora” in Hamburg (Naegler 2012). At the same time, not every project of urban revival succeeds, not every neighborhood that could become gentrified will do so, and simultaneously, other areas of the cities become less gentrified or even impoverished.

1.1 A Model of Gentrification

A widely used theoretical model to explain gentrification in the context of urban sociology was introduced by Andrej Holm.¹ His model will be used in this text.

Gentrification, as it is described in Holms model, is triggered first and foremost by the interests of homeowners to rise the rents of their housings up until the point where they get the most profit out of them. This can, but does not have to, include the massive renovation of housing and infrastructure that should support the quality of housing. Every housing that is up for rental has a potential rent, which is defined by the quality of housing, by the infrastructure and culture around the housing, by the whole renting market of a city, by interests and financial potentials of the possible renters, but also by political guidelines, zoning and policies. Homeowners tend to try to exploit those potential rents – or, in other words, close the “rent gap” –, but are usually not able to max out those rents in a short time, because a rise of rents is not only in their hands. Usually, they try to get the potential rents in cases of new tenants.²

Gentrification is understood as a process, not a static situation. As every process it can be interrupted, slow down or change direction. Nevertheless, Holm (2011) presents a model of gentrification that describes three distinct phases.

- Phase 1: An urban area is suited for gentrification. Rundown building stock exists in an acceptable quality or can be renovated towards such quality, rents are low, usually there are a great number of vacant spaces or shops. Typically, those areas are part of the inner city or nearby, with public transportation already in place. The number of people looking for a relocation into the inner city is rising.
- Phase 2: “Pioneers” move into the area, usually because of cheap rents and/or the search for free space to try alternative forms of lifestyle. Those alternative styles can include political activism, art, alternative forms of personal live and the like. Quite often those pioneers combine high cultural and social capital with little economic capital, e.g. artists who do art, but doesn’t gain much wealth from selling it or students, which study and accumulate cultural and educational capital without making money out of this capital,

¹Holm gained somewhat of prominence right at the time, when gentrification as a term became known outside of sociology and political activism, when in 2007 he was – together with three other people – arrested on behalf of the Federal Attorney General of Germany and accused of membership of a left-wing, terrorist group called “militante gruppe”. In the progress of the case it became clear, that authorities had added Holm to the group because both used the terms “gentrification” and “precarization” in their texts. The detention of Holm became a political issue when several international scientists signed a declaration for Holm. No charges against Holm were pressed, but this story became one of the starting points for the popularity of the term “gentrification” in the German public.

²This doesn’t mean that homeowners always estimate the potential rents correctly. Sometimes, they overestimate the demand or financial possibilities of potential tenants. This seems to be the case in Zürich, where recently a growing number of high-priced new apartments have problems to find new tenants, although the demand for apartments is still high. (Stadt Zürich Präsidialdepartement 2014)

yet. The look of the neighborhood changes: street cafés, art galleries, diverse forms of restaurants and shops tailored to the pioneers emerge. Over the time, rents tend to rise, old shops and infrastructures tend to disappear and the population changes as well. Usually, the most vulnerable groups tend to disappear from the landscape.

- Phase 3: In the third phase of gentrification, the culture of the everyday life has changed completely. New tenants pay high rents, usually the building stock is renovated and kept in high quality. The street life is dominated by people from the higher social classes and the infrastructure is tailored to their demands. For instance, discounter chains have vanished, more expensive organic grocery stores have emerged. The rhythms of the neighborhood have changed according to the inhabitants, e.g. were bars tailored for students and young artist tend to be open until the early morning, bars in highly gentrified areas tend to close early, as most of the inhabitants tend to work in "normal" nine-to-five jobs. Not only poor people have left the neighborhood, but pioneers of the second phase did also. Sometimes they have become older and richer, like students who finished their education, entered the job market and settled with children. Although most of the inhabitants tend to have liberal or leftist political views, and sometimes engage in favor of alternative lifestyles, most of those have vanished or have been incorporated into the picture of the neighborhood, without being actually lived.³
- A possible phase 4 of hyper-gentrification is only suggested by Holm (2011): Sometimes neighborhoods or parts of them evolve into a phase of hyper-gentrification, where those areas become home of much richer people, with an international focus, usually marked by luxury apartment buildings. They become part of what may be better termed as "global cities": a network of places, interconnected, depending on the city functions, like the amassing of cheap but talented labor, and highly specialized small businesses belonging to the tertiary sector, but without a real touch to the rest of the neighborhoods they are in. (Sassen 2001)

Holm (Holm 2011, Holm 2014) emphasizes that most of the social conflicts surrounding gentrification tend to happen in the second phase (see e.g. DeSena 2009, Prince 2013), although the real problems of expulsion and exclusion are to be found in the third phase. The moving in of pioneers, openings of street cafés as well as organic grocery stores, or the first "sightings" of tourists don't pose a threat to the more vulnerable inhabitants; but rising costs of rent and living do. But sometimes such visible changes are necessary as catalyst for protest against gentrification to happen, because the conflicts then would become concrete. (Holm 2014)

Gentrification usually is a longtime process of replacing a population with a significant much richer and more powerful population, starting with the most vulnerable. For instance, in Berlin it is usually not the rich who follow when the poor move out of a gentrified area or apartment,

³Hae (2012) analyzed those contradictory changes in New York nightlife, when parts of the city moved from the second to the third phase of gentrification and described it as a process of becoming "boring" (DeSena 2009), while still trying to profit from the picture of a highly vitalized city life fostered in the first and second phase: "As the city has experienced gentrification throughout the last three decades, 'noisy' and 'boisterous' nightlife businesses in gentrifying neighborhoods, including bars and lounges as well as dance clubs, have been censured as the number one enemy of 'quality of life' in these neighborhoods due to their nuisance effects. Ironically, this process has gone on even as the real estate sector trumpeted and marketed the profile of nightlife in these communities as a sign of neighborhood vibrancy in order to boost property values. That is, nightlife establishments and their cultural elements have been one of the important catalysts for gentrification of the very neighborhoods in which the presence of these businesses, later, have been intensely contested by groups of gentry that have moved here." (Hae 2012, 2)

but slightly less poor people, which are then followed by even a little more richer ones and so on. (Holm 2014, Bonal & Gude 2014) But still, when gentrification starts to enter the second phase in one area, the number of "gentrification moments" (Prince 2014) starts to rise. Today, people and activists seem to be alerted to such changes and moments, compared to some years ago.

1.2 Culture and Gentrification

An open issue – both in the scientific and the societal discussion – is still the connection between culture and gentrification. Usually the opening of cultural places like art galleries is seen as a trigger of gentrification. This is consistent with Holms 3-phase-model: Pioneers moving in a previously impoverished area mark the beginning of the second phase. Artists and people with high cultural assets are seen as such pioneers, which doesn't mean, that they always intend to be such pioneers. Many a time, they specifically try to reject that role. They are the ones which try to bring more aspects of cultural life to such an area, but don't want to repulse people. Sometimes they try to reflect their situation, sometimes they strictly reject it.⁴

The idea of a conjunction between cultural activities and gentrification is a result of the discussion about a "creative class". This creative class, it is believed particularly in institutions which are in the position to plan the development of cities, is a term for people doing "creative" work, whereby this includes quite different professions, from artists to marketing specialists, from actors and writers to architects and entrepreneurs. Such a creative class should need each other to be productive, for example architects and entrepreneurs should need the stimulus of art and theaters as well as the concentration of a busy urban live. Although, empirical facts about the realities of the "creative class" are ambiguous, more and more city officials got convinced – with the help of academic or economic advisors – that they need more members for flourishing their cities. (Terrin 2012) Hence, they try to stimulate urban revitalization with the help of creative endeavors. Art galleries and little theaters are funded, sometimes only on a short term basis, festivals of different forms are invited or invented, special regulations for pubs, like longer opening hours or the relaxation of the enforcement of regulations, are put in place, museums are opened, and even libraries are included into the strategies for urban redevelopment.

At the same time, pioneers are more inclined to do such creative work on their own, for instance by opening up art galleries, pubs and other entrepreneurial ideas they like to start up with, including organize cultural events. It is not clear, if any of this activities leads directly to gentrification. Schuetz (Schuetz 2013) points out that art galleries in European and US-American cities, when they are established or move, do not follow the movements of gentrification, but rather historical patterns of their respective city and orient themselves on already existing galleries and museums. On the other hand, nearly every area that was affected by gentrification in the last decades possessed a share of some forms of cultural infrastructure. (Terrin 2012)

While the data are not much coherent and even though not all forms of cultural activity lead to gentrification, it is not possible to talk about gentrification or urban revitalization without

⁴For instance, when Christina M. Heinen (Heinen 2013) did her research on the musical cultures in Berlin-Neukölln - one of Berlin's gentrification areas - in 2008 to 2010, she received a strict rejection for an interview from one musician, because she, as a researcher, was seen as part of the gentrification process and the musician wished to have no part in this: "At first the field researchers arrive, then the diggers." (Heinen 2013, 30. "Erst kommen die Feldforscher, dann die Bagger.")

reflecting on cultural activities, particularly those tailored not just to a small elite but to a wider audience, like for instance libraries.

2 The case of Lausanne

Lausanne, which will be used here as the case study object, is the fourth largest city of Switzerland, with about 130.000 inhabitants and the second biggest one in the French speaking part of this country. However, compared to cities in the neighboring countries, it is a major city with a rather average size. It is the capital of the Canton of Vaud and among other things, home to the Swiss Federal Institute of Technology in Lausanne, the University of Lausanne as well as the International Olympic Committee. Situated at the Lac Léman and at the border of Switzerland and France, Lausanne today is known as the main spot for the clubbing scene in the area, as well as a center for cultural events. It is, compared to other Swiss municipalities, quite a young and busy city with a high number of young people and students.

2.1 From deserted warehouses to Flon-Flon, from Flon-Flon to Flon

The example of the Place de la Riponne in Lausanne, which this case study is focusing on, has an important predecessor in the city, the area of Flon. The Flon is an area, highly gentrified today, only one metro station away from the Riponne. From the 1950s onwards this was a rundown, post-industrial district, situated in the middle of the city, but in a small valley, some meters below the city level and filled only with partly used warehouses. Subject to different plans for revitalization and societal conflicts (Zuppinger 2012), it became a center for alternative culture in Switzerland under the name "Flon-Flon". Since last century turn, the Flon increasingly became the "in quarter" of Lausanne for another kind of young, urban, but not always alternative or "hip" groups of people. Although one of the places for nightlife in the city, today it seems like a big outdoor commercial-zone in contrast to the more bottom-up culture of the 1990s. Whereas the transformation in the 1990s was made possible by the conflicts of the years before, but impelled by people that could be described as pioneers according to Holms model, the turn after 2000, enforced by the city and the main proprietor of the Flon, can be linked to the third phase.

Until the 1950s, the Flon was a port on the way to the nearby Lac Léman, used primarily for industrial goods. Most of the industry situated in the Flon left the area in course of the years. This was consistent with movements one could also observe in other European cities, were the actual industrial production got sourced out. As in other cities too, this left brownfields of slowly deteriorating buildings. Every city had to deal with its brownfields. Some, most renowned Detroit (2012), left most of this area open in case the city is able to change their current course of urban development. Other cities like Marseille tried to reanimate their usable area by installing cultural institutions (Andres & Grésillon 2013) or, like Berlin in the 1990s, left the horizon of their not used space quite open and developed a culture of short-term uses (Andres & Grésillon 2013). In this context, Lausannes situation is specifically marked by a constant shortage of housing, most notably affordable ones. This is consistent with the situation of most larger Swiss cities. (Andres & Grésillon 2013) Therefore the Flon, as an only rarely used space next to the city center, was for decades a subject to plans for different uses. Nevertheless, none of these plans bear fruit. In 1984, the city together with the main real estate of the Flon, proposed a project for a

city interstate, which would have included the demolition of the existing buildings. The plan was an example of plans for automotive cities. While some of these plans were implemented in other cities, in Lausanne a group of concerned citizen formed the group "Groupe Action Urbanisme", which took to the streets against such schemes. Later, this group and other citizens formed the "Association pour un aménagement harmonieux du Flon" (APAHF, Coalition for a harmonic development of the Flon). For the next decades, the actions of the APAHF influenced to evolution of the Flon.

APAHF preferred a development of the city they called "l'urbanisme du rêve" (urbanism of dreams or utopian urbanism), which aimed to include interests and participation of different groups and had the vision of a more lively city. (Zuppinger 2012⁵) In 1986, APAHF won a popular vote against this plan. Such popular votes are common in Switzerland on such vast projects. The city had zoned the Flon as "industrial site", which meant, that other ways of utilization like flats or commercial projects were not possible as long term alternatives. This situation left the real estate in an uneasy position. There was little industry to settle there. A part of the Flon became a carhouse for the public buses in Lausanne, another building at the edge of the Flon was turned into a shopping center. But most of the old warehouses were rented out in the years ahead for short term leases like galleries, bars, alternative clubs et cetera. In the early 1990s, the Flon had become a center for alternative cultures, mixing interests of artists, political activists and mostly small shop owners, above all galleries, second hand shops and bookshops. (Andres & Grésillon 2013) In other words: the Flon moved into the second phase of gentrification, although tenants were only slightly affected, as there were only a small number of flats on this site too. This development was only possible because of the Flons vague status then, leading to an open attitude by the real estate, which gave out short-term rent, and the city which didn't impose another development plan of the Flon.

Starting in 1989, the commercial center mentioned above, published a magazine, "gazette du flon", which in the first year was used as a marketing tool for the center. After the first year, the magazine was taken over by another editorial team and focused on the Flon itself. Nevertheless, in the third number of the Gazette, still published by the center, an article that dealt with the emerging art scene first can be found there. (Anonymous 1989) In the short time between the popular vote in 1986 and 1989, the image of the Flon had changed completely.

Still, in 1999, the city and the real estate made a crucial turn. (Zuppinger 2012) A new plan for the Flon emerged. This plan proposed a new face for the whole area, including a renovation of most of the houses – which, until then, were painted by the new users, mostly with different forms of street art –, a new zoning, and a commercialization of the Flon. It also previewed a new building for the subway station at the Flon. This led to new forms of social protest, in which the APAHF participated, which were interested in an evolution of the area in a manner that would preserve not only the image but also the spirit of the alternative Flon-Flon of the 1990s.

Nevertheless, in longer struggles, most of the pioneers of the Flon-Flon left the area, and new, more commercialized bars, clubs and restaurants moved into the Flon. Still, there is some free space to be found at the Flon, some art galleries still exists. The renovation of warehouses led to a postmodern, but anorganic look. The people who are using the Flon now, mainly at the

⁵This book was written as a retrospective of one of the most involved member of the APAHF. Although it includes an immense batch of otherwise unknown sources, it surely presents the position of the APAHF in a good light. Nevertheless, the influence of the group should not be underestimated, as they won popular votes in the city and had a high publicity in the public debate.



Figure 1: The 1989 issue of the “gazette du flon” mentioned above with the first article about the galleries at the Flon, one of the first signs of a cultural life in this neighborhood for commercial purposes.

weekends, would not usually claim themselves as members of alternative cultures. The image of a wild and creative Flon is preserved, but used for a different purpose. (Zuppinger 2012, Andres & Grésillon 2013, Alonso-Provencio & Da Cunha 2013) This could be interpreted as the third phase of gentrification, fostered by a city and private investors with clear financial and political interests.

Interestingly, one of the last, still not built, buildings of new urban development plan is a “maison du livre et du patrimoine” (house of the book and cultural heritage), a public library and archive. (Ville de Lausanne, direction des travaux service d’architecture 2012) This building, as the documents for the architectural competition state explicitly, has to fit into the new style of the Flon. It could be stated here: after building this library, the transformation of the Flon will be complete. The library will find a quite different user base at today’s Flon, than it would have in the time of the Flon-Flon. Most of the groups that made the Flon-Flon a special space have been gone. It would be interesting to ask, whereto they have moved or if they just have ceased to exist as subcultures. One of these groups, the scene of open drug users, once a steady group of users of the neighborhood of the Flon, seem to have moved upwards the hills of Lausanne to the Place de la Riponne.



Figure 2: Flon, situation 2014. On the right the last remainders of the “old” Flon-Flon of the 1990s, on the left the backside of the renovated buildings. The barracks on the right will be demolished, if the “maison du livre et du patrimoine” will be build instead.

2.2 The Place de la Riponne

As mentioned before, the Place de la Riponne is just one metro station further up the hill from the neighborhood of Flon, surrounding together with the Flon the economic most important parts of the city of Lausanne. The spacious place is marked by the Palais de Rumine, which hosts the Musée des Beaux-Arts, the Cantonal Library and other cultural institutions. During the last decades, the place has lost its reputation as cultural center, due to different innercity movements, such as the Hotel Mövenpick, which moved to the neighborhood of Ouchy at the Lac Léman, or the closing of the cinema Romandie, once the biggest cinema in the city, which, after a transformation into a club, moved to a new location next to the Flon. (City of Lausanne 2003)

For the last decade, local journals mostly mentioned the Riponne in a negative manner, mainly because of the open drug scene. This scene may be a result of the economic re-animation of the Flon and one could assume that the drug users, one of the socially most vulnerable groups, installed themselves on the Riponne, after having been repulsed as one of the first groups by the ongoing gentrification process on the Flon. Today, the open drug scene at the Riponne contains

about 50 to 80 persons, organized in different groups, loosely oriented by perceived ethnic characteristics, and constantly changing its different “locations” on the place itself. In 2007, the city of Lausanne tried to open a public injection room. After a very aggressive debate, the population rejected the proposal in a public vote with a result of 54.6%. (RTS 2007, Kraushaar 2012) Today, a mobile bus called “Distribus”, operated for the social-work foundation “Accueil à Bas Seuil” offers first aid, information and exchange of sterile material for the described target group. There is a helping infrastructure in place for the drug users and even if they are described from the outside as “dangerous to everyone”, mostly towards children, the groups generally remain in their own community and solve the problems on their own. (Zehr 2014; see also Naegler 2012 for nearly the same discussions in Hamburg.)

Still, the emptiness and wasted space of the place, which apparently fosters the open drug scene, turns the place into a blemish of urban planning. At the beginning of 2011, a proposal for a cultural re-animation of the Riponne including a new cultural center with a public library, has been announced by the minister of culture. (Cordonier 2011) When she left the local politics shortly after this last announcement, the project disappeared from the public attention and apparently nothing happened. Only a few months later, another local politician submitted a so called “Postulat”, a parliamentary initiative, which asked the city for a sustainable solution of the South-East of the place, where the majority of the drug users was situated at this time. (Laurent 2011) As a direct answer, a few months later another Postulat asked for the protection of the Northern part of the place, as well. (Blanc 2011) Both initiatives were in the interest of several shop and cafe owners within this area. According to them, the hygienic conditions and security situation was intolerable and the repeating conflicts within the drug using groups kept customers away. As a last action, a petition with 1.435 signers, collected and submitted to the communal council by a pub owner at the Northern end of the place (Oberti 2011), turned the interest of the media to the Riponne and nearly forced the local politics to find an appropriate solution. (RTS 2011) During the upcoming year, nothing really concrete in direction to a cultural re-animation happened. The media attention was mostly turned to another socially difficult area, not far away from the Place de la Riponne, where the open drug scene, prostitution and homelessness clashed with the inhabitants of an economic better-off quarter. (Barata 2012) In autumn 2012 and spring 2013, media wrote about violent conflicts at the Riponne. (Détraz & Giroud 2012, Maspoli 2013) As Géraldine Morel argues, this growth of violence can be explained by the fact that the drug users and homeless people started to feel attacked themselves, because the number of present players, the rise of drug prices, and the constant tension between vendors and buyers increased. (Morel 2013) They felt that the space they could use for themselves became smaller and smaller.

It was in spring 2014, when the city of Lausanne announces several cultural actions, which took place during summer of the same year. (City of Lausanne 2014) Soon afterwards, mobile snack bars are installed at the Southern end of the place, one of the meeting points of the drug users. Then, in the context of the cultural intervention project “Lausanne Jardin 2014”, flower checks at free disposal were installed at the Riponne as well as other places in the city which should have been watched after by the marginals (De Paola 2014). An ephemeral restaurant/bar, the “Café Grenette”, was installed at the Northern end of the place, which offered, besides open and free sitting opportunities, cultural activities, such as concerts, lectures and activities for children. The concept included a mobile branch of the public library of Lausanne in a container offering books and open-air reading opportunities.⁶ This project lasted the entire summer and ended in

⁶It has to be mentioned, that temporary or, rather connected to the topic of gentrification, “pop-up” branches of

October 2014. (Rohrer 2014)



Figure 3: The container of the branch of the public library at the Place de la Riponne.



Figure 4: A panorama of the public library container and the reading possibilities in front of it.
The small box in the front contains information for free use.

All these activities were taken in order to permit a better mixture between the social vulnerable groups and better situated social groups, as the local politics claimed. (De Paola, Cachin 2014) They are a good example for how gentrification takes place. In Holms model, the Riponne was suited for gentrification during a period of more than ten years, meaning: in the first phase of gentrification. Even if it is not clear how this process started, probably the upgrading of the Flon into the third phase of gentrification around the year 2000 played an important role. The Riponne now seems entering the second phase of gentrification, where pioneers emerge in cities everyday picture, where young, hip and wealthy people come by and make use of their offers, whereas the social vulnerable groups such as the drug users and drug sellers are expelled slowly. In the case of the Riponne, a forced expulsion in order to repress the open drug scene is visible in the mobile snack bars at the Southern part of the place, the Café Grenette and the public library branch at the Northern end, and even in a more noticeable police involvement. (De Paola 2014, Cachin 2014)

It is a question of time, how the Riponne will develop and if the activities really continue into a full flown gentrification process. As described before, gentrification is a process, not an automatism. Until now, the case of the Riponne remains interesting, because the whole revitalization process is apparently targeted to make the open drug scene disappear, but until now it only led to a position shift of the scene within the place. The “problem” seems not resolved so far, but just relocated. But, at the same time, the Riponne became a new in-place in Lausanne, where new shops have opened in previously closed spaces. Moreover, different projects of renovation

public libraries are not an unusual concept in Switzerland. Especially in the summer, library branches in parks, public pools, and other public or “tourist” places are quite common.



Figure 5: A birds-eye view of the Café Grenette.

take place that could solve problems the city have not been perceived as "important enough" before.⁷

As always, these processes of gentrification lead to the question, for whom the space is reanimated. For everybody? For the city? For "the right folks"? Or for the former users? For future inhabitants? The open drug scene at the Riponne is only the most visible group of users and actual tenants which now live in a new in-place with rising rents and a new everyday culture. Is this good for them?

3 The role of public libraries in gentrification/revitalization

The text will now turn to the public libraries and their role in the described processes at the Flon and the Riponne.

First, the case of the Flon. As mentioned, this area can be described now as being in the third phase of gentrification. In 2012 a competition for architectural concepts for a "maison du livre et du patrimoine" was proclaimed by the city of Lausanne. (Ville de Lausanne, direction des travaux service d'architecture 2012) This house should be placed at the edge of the Flon, right where the last remainders of the second phase of gentrification can be found. If opened, it will be the host of a youth library, a public library, the city archives, and the historical comic collection of the city. As already mentioned, this building could be interpreted as the last brick in the redevelopment process of the Flon. This should not be underestimated. The city did not choose anything for this last stone, but a cultural institution like the library, which has a standing in the public as a place for everybody. But who is this "everybody"? The Flon now is a space for commercially oriented businesses and the people who are attracted by those businesses, which is not the whole population of the city.

Secondly, in the case of the Place de la Riponne, the temporary Café Grenette included a branch of the city's public libraries. This small branch was tailored to children and their parents. The collection contained mainly printed materials for children (picture books, first reader material, comics etc.). Although the library itself didn't announce anything on the concept and program of this specific branch, it can be observed that especially on weekends this offer was used quite strongly by young families. Again, this should not be underestimated. Once more, the library was chosen as part of a process that could be described as gentrification. Several other solutions would have been possible. It could be asked, again, for whom this library is useful and for whom not. Apparently the open drug scene, which is a part of the "Riponne culture", is not the target group, but a group that previously has not been part of this culture. Nonetheless, this should not be understood as a critique against the library itself. It is without a doubt an important task to provide some offers for children and their parents. It is just, as gentrification itself, a complex situation.

⁷DeSena (DeSena 2009) describes such a renovation project in Greenpoint, NY, where a rundown water park, that had been closed in the 1980s and was – despite engagements of community groups – left to rot, had been renovated and opened again right at the time gentrification took off in Greenpoint, when working-class tenants left the neighborhood and middle-class people were moving in. She sees such projects, which take place right when gentrification starts – the beginning of the second phase in Holms model – as characteristic for such processes.

These two libraries are not a seldom exception. Any deep research into actual concepts of re-development of urban space provide examples for the use of libraries within. When cities and other stakeholders reflect on strategies to revitalize impoverished urban space, libraries turn up as parts of these strategies again and again. (Lees, Slater & Wyly 2008) There could be different reasons for this, but it could be assumed that the reputation of public libraries as cultural spaces open to all is an important reason. Again, the case of Riponne provides an example for this phenomenon. As mentioned before, already in 2011 a local politician formulate a strategy for the reanimation of the place and included a public library. (Cordonier 2011)

These two examples led to several open questions regarding the role of libraries within such urban revitalization processes. Some of the most striking ones are presented as follow, intended to be starting points for discussions within the library community.

- It is self-evident that libraries should have an idea about the processes that happen around them, such as the ones which have been described in this text as gentrification. Obviously, this topic has become important in recent societal debates for a good reason. The question is, if libraries are aware of their participation in this processes, no matter if in active or passive ways? Libraries are, like the pioneers in the second phase of Holms model, in a conflicting position: They are both part and victim of those changes.
- If libraries are always part of these changes, they could position themselves for or against them. The question is, if they should do so or not? Even if the answer is yes, it stands to discuss which position they should take. For instance: Should they foster urban development? Should they play an active role for the most socially vulnerable groups in the society? Or should they chose a middle ground? In any case, it should at least be discussed in an open way.
- It is a matter of fact, if the libraries chose to stay passive, they will be utilized anyhow by the cities or investors. As gentrification has become part of societal debates, the decision to stay passive could mean to act against the interests of a part of the population. Again, this is a complex question and libraries can not escape this situation.
- Should libraries be concerned with the effects of gentrification for the whole city? Usually, if one area becomes gentrified, another one impoverishes. People who leave a gentrified area, often don't leave the town, but look for a new space within city limits. Can libraries integrate these changes into their long-term strategies and if so, how?
- As gentrification is an important debate in the society, libraries also can define themselves as information centers. Being a democratic institution, libraries can present facts and different positions on this topic and become a place of public debate. This may not be reduced to the distribution of handouts of different interest groups, but can include, for instance, discussion rounds, workshops on the change of urban space around the library, or exhibitions. But should libraries do so?

4 Résumé: As cities change, libraries can not choose to stand aside

Public libraries can't escape the development of the cities they are in. In recent years, projects of revitalization of urban space have become re-interpreted as gentrification, whereas gentrification is perceived as a complex process, with negative and positive effects. On the one hand, gentrification, especially in the second phase, is seen as a rise of cultural possibilities and a new life for former impoverished areas. But on the other hand, gentrification became a word for displacement of poor and socially vulnerable groups by better-off people of the middle class and, in the third phase, a synonym for the commercialization of former interesting urban spaces. Furthermore, it is, in some way, a paradox process, because the people who seem to initiate it usually don't want to cause the negative effects mentioned above.

Here Lausanne's situation and two of its neighborhoods have been used to discuss this process in light of the involvement of public libraries. Because the concept of gentrification is apparently not yet a topic of discussion in the library community, it took a long introduction for the core subject of the text. This is common for topics which arise as new. Anyhow, the text also made it clear that libraries are part of this process, no matter what. Therefore this article can be seen as a first contribution to a necessary discussion, beyond the case of Switzerland, as gentrification today is a process observed in all of the countries of the Global North. (Less, Slater & Wyly 2008)

5 Literature

Alonso-Provencio, Marta, and Antonio Da Cunha. "Qualification de l'espace public, commerce et urbanisme durable: notes sur le cas lausannois". *Revue Géographique de l'Est* 53, Nr. 3–4 (2013): 1–16.

Andres, Lauren. "Temps de veille de la friche urbaine et diversité des processus d'appropriation: la Belle de Mai (Marseille) et le Flon (Lausanne)". *Géocarrefour* 81, Nr. 2 (2006): 159–66.

Andres, Lauren, and Boris Grésillon. "Cultural brownfields in European cities: a new Mainstream object for cultural and urban policies". *International Journal of Cultural Policy* 19, Nr. 1 (2013): 40–62. doi:10.1080/10286632.2011.625416.

Anonymous. "Le Flon secret?: Une galerie". *gazette du flon*. October 1989.

Barata, Andreia et al. "Passage Riant-Mont: pas de zone de 'non-droit'." Blog. Lausanne Tunnel. Accessed 7 September 2014. <http://lausannetunnel.wordpress.com/>.

Bonal, Keriam, and Sigmar Gude. "Gentrifizierung oder Wiederkehr der Wohnungsnot?: Sozialstrukturelle Entwicklungstendenzen in Berliner Innenstadtwohngebieten". In *Reclaim Berlin: Soziale Kämpfe in der neoliberalen Stadt*, edited by Andrej Holm, 27–49. Berlin; Hamburg: Assoziation A, 2014.

Cachin, Jérôme. "Lausanne veut «rendre» la place de la Riponne aux habitants", 11 April 2014. <http://www.laliberte.ch/news/regions/vaud/lausanne-veut-rendre-la-place-de-la-riponne-aux-habitants-233427>.

Chesnay, Catherine, Céline Bellot, and Marie-Ève Sylvestre. "Judiciarisation des personnes itinérantes à Québec: une géographie des pratiques policières répressives au service de la revitalisation". *EchoGéo* 28, Nr. avril / juin (2014): 2–17.

Cordonier, Gérald. "Lausanne a un plan d'enfer pour redessiner la Riponne". *Journal. 24 heures*, 18 february 2011. <http://archives.24heures.ch/vaud-regions/actu-vaud-regions/lausanne-plan-enfer-redessiner-riponne-2011-02-18>.

De Paola, Vicky. "Lausanne veut rendre la place de la Riponne à ses habitants". *Les News, Blog de la Rédaction, Rouge FM, Yes.fm*, 10 april 2014. <http://blogredaction.rougefm.com/actu/lausanne-veut-rendre-la-place-de-la-riponne-a-ses-habitants/>.

Dép. Culture, Sports, Patrimoine, Travaux, Ville Lausanne. "Préavis 2003/3: Place de la Riponne 10 - Rénovation et transformation du cinéma Romandie", 23 januar 2003. .

DeSena, Judith N. *Gentrification and Inequality in Brooklyn: The New Kids on the Block*. Lanham: Lexington Books, 2009.

Détraz, Alain, and Giroud, Fanny. "Violente bagarre à la Riponne". *Tribune de Genève*, 19 September 2012. <http://www.tdg.ch/suisse/faits-divers/violente-bagarre-riponne/story/17584527>.

Fondation ABS. "Le Distribus". Accessed 30 August 2014. <http://www.fondationabs.ch/Distribus.htm>.

Godsil, Rachel D. "The Gentrification Trigger: Autonomy, Mobility, and Affirmatively Furthering Fair Housing". *Brooklyn Law Review* 78, Nr. 2 (2013): 319–38.

Hae, Laam. *The Gentrification of Nightlife and the Right to the City: Regulating Spaces of Social Dancing in New York*. Routledge Advances in Geography. New York; London: Routledge, 2012.

Heinen, Christina M. "*Tief in Neukölln": Soundkulturen zwischen Improvisation und Gentrifizierung in einem Berliner Bezirk*. Studien zur Populärmusik. Bielefeld: transcript Verlag, 2013.

Holm, Andrej. "Gentrification in Berlin: Neue Investitionsstrategien und lokale Konflikte". In *Die Besonderheit des Städtischen: Entwicklungslinien der Stadt(soziologie)*, edited by Heike Hermann, Carsten Keller, Rainer Neef, and Renate Ruhne, 213–32. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2011.

———. "Reclaim Berlin". In *Reclaim Berlin: Soziale Kämpfe in der neoliberalen Stadt*, edited by Andrej Holm, 7–24. Berlin; Hamburg: Assoziation A, 2014.

Kraushaar, Beat. "Schweiz am Sonntag - Die offene Drogenszene von Lausanne". *Schweiz am Sonntag*. Accessed 30 august 2014. <http://www.sonntagonline.ch/ressort/nachrichten/2418/>.

Kullmann, Katja. *Rasende Ruinen: Wie Detroit sich neu erfindet*. edition suhrkamp digital. Berlin: Suhrkamp, 2012.

Lees, Loretta, Tom Slater, and Elvin Wyly. *Gentrification*. New York: Routledge, 2008.

Lévy, Jacques. "Der Raum als öffentliches Gut". *Forum Raumentwicklung* 41, Nr. 3 (2013): 25–28.

Maspoli, Par Philippe. "Lausanne: Le marché de la Riponne souffre de l'insécurité". *24 heures*, 19 april 2013. <http://www.24heures.ch/vaud-regions/lausanne-region/Le-marche-de-la-Riponne-souffre-de-l-insecurite-/story/21715145>.

Morel, Géraldine. "Marginalité urbaine, espace public et usage de drogue: Lausanne, automne 2012", 31 january 2013. <http://www.chanvre-info.ch/info/fr/Marginalite-urbaine-espace-public.html>.

Naegler, Laura. *Gentrification and Resistance: Cultural criminology, control, and the commodification of urban protest in Hamburg*. Hamburger Studien zur Kriminologie und Kriminalpolitik 50. Berlin: LIT Verlag, 2012.

Prince, Sabiyha. *African Americans and Gentrification in Washington, D.C.: Race, Class and Social Justice in the Nation's Capital*. Urban Anthropology. Farnham; Burlington: Ashgate, 2014.

Rohrer, Joshua. "[Lettre aux voisins de Riponne]", July 2014.

RTS. "Couleurs locales - VD: la place de la Riponne à Lausanne, autrefois lieu de rassemblement convivial, est aujourd'hui le lieu de rendez-vous des dealers, toxicomanes et autres marginaux". Téléjournal. <http://www.rts.ch/video/info/couleurs-locales/3661310-vd-la-place-de-la-riponne-a-lausanne-autrefois-lieu-de-rassemblement-convivial-est-aujourd-hui-le-lieu-de-rendez-vous-des-dealers-toxicomanes-et-autres-marginaux.html>.

Sassen, Saskia. *The global city: New York, London, Tokyo*. 2. edit. Princeton, NJ; Oxford: Princeton University Press, 2001.

Schuetz, Jenny. *Do Art Galleries Stimulate Redevelopment?*. University of Southern California Lusk Center, 2013. <http://ssrn.com/abstract=2305430>.

Stadt Zürich Präsidialdepartement. "Deutlicher Anstieg der Leerwohnungszahl". Press release. Zürich, 6 august 2014. https://www.stadt-zuerich.ch/prd/de/index/ueber_das_departement/medien/medienmitteilungen/2014/august/140806a.html.

Stock, Miriam. *Der Geschmack der Gentrifizierung: Arabische Imbisse in Berlin*. Urban Studies. Bielefeld: transcript, 2013.

Téléjournal RTS. "le 19:30 - Local d'injection à Lausanne: le peuple dit clairement non". Téléjournal. <http://www.rts.ch/video/info/journal-19h30/1488259-local-d-injection-a-lausanne-le-peuple-dit-clairement-non.html>.

Terrin, Jean-Jacques. "La ville et ses créateurs / The City and its creators". In *La ville des créateurs / The city of creators: Berlin, Birmingham, Lausanne, Lyon, Montpellier, Montréal, Nantes, Montréal*, edited by Jean-Jacques Terrin, 12–27. Marseille: Editions parenthèses, 2012.

Ville de Lausanne. "Bulletin du Conseil communal Lausanne" 125e année, No 6 (27 september 2011). http://www.lausanne.ch/lausanne-officielle/conseil-communal/bulletins-du-conseil-communal/bulletins-2011/mainArea/00/links/01111/linkBinary/BCC_06_I%20du%2008.11.11_Voiblet_spb.pdf.

_____. "Bulletin du Conseil communal Lausanne" 125e année , No 4 (27 september 2011). http://www.lausanne.ch/lausanne-officielle/conseil-communal/bulletins-du-conseil-communal/bulletins-2011/mainArea/00/links/01116/linkBinary/BCC_04_I%20du%2027.09.11_Voiblet.pdf.

_____. "Bulletin du Conseil communal Lausanne" 126e année, No 10 (17 january 2012). <http://www.lausanne.ch/lausanne-officielle/conseil-communal/bulletins-du-conseil-communal/bulletins-2012/mainArea/00/links/019/linkBinary/Bulletin%20du%20Conseil%20No%2010-II%20du%2017.01.12%20-%20spblanches.pdf>.

———. “Redynamiser la place de la Riponne: Conférence de presse du 10 avril 2014”, 10 april 2014. <http://www2.lausanne.ch/export/actualites/Next/serve.php?id=4211>.

Ville de Lausanne, direction des travaux service d’architecture. *Construction de la «Maison du livre et du patrimoine» (bibliothèque et archives de la Ville de Lausanne): Rapport du Jury.* Rapport du jury. Lausanne: Ville de Lausanne, 18 december 2012. http://www.lausanne.ch/lausanne-officielle/administration/travaux/architecture/concours/concours-archives/maison-du-livre-et-du-patrimoine/mainArea/00/col2/04/text_files/file0/document/RapJury_ConcoursVigie-Gonin_Final.pdf.

Zuppinger, Urs. *Luttes-ô-Flon: une reconversion urbaine lausannoise mouvementée de 1984 à 2012.* Lausanne: Éditions d’En Bas, 2012.

Zehr, Angelo. “Uf de Gass: Ein Stück Lebensschule,” 2014. <http://www.uf-de-gass.ch/>.

Eliane Blumer is a research fellow at the Data Lifecycle Management Project at the University of Geneva and mandatee for continuing education at the Swiss library association BIS.

Dr. Karsten Schuld is a research fellow at the Swiss Institute of Information Science at the University of Applied Sciences in Chur and editor of LIBREAS. Library Ideas. Both live and work in Berlin, Chur, Geneva and Lausanne.

Anarchistische Bibliothek & Archiv Wien

Bibliothekskollektiv Anarchistische Bibliothek & Archiv Wien

Die Anarchistische Bibliothek in Wien gibt es seit 2010 und wird von einer Handvoll Leuten unentgeltlich betrieben. Sie existiert sowohl real in den angemieteten Räumlichkeiten im Erdgeschoss im Hinterhof eines Gründerzeithauses im 8. Wiener Gemeindebezirk als auch im Netz unter <http://a-bibliothek.org>.

Beide Orte sind uns wichtig, denn wir sehen unsere Bibliothek als sozialen und kommunikativen Treffpunkt für Anarchist_innen, die in Wien oder in anderen Orten auf der Welt leben und hier mit uns kommunizieren. Dabei dient unser Auftritt im Netz nicht nur der Selbstdarstellung und Kommunikation nach außen, sondern auch als Service für Interessierte. Unser Buchbestand von circa 2.500 Büchern ist bis jetzt zur Hälfte katalogisiert und soll in Zukunft vollständig systematisiert sein.

Im Digitalisierungsprojekt, dessen Fortführung allerdings von vorhandenem Geld und Zeit abhängig ist, werden Zeitschriften, Broschüren und Bücher aus der Geschichte des Anarchismus elektronisch aufbereitet und können im Internet kostenfrei abgerufen werden. Die Digitalisate werden angefertigt, um einerseits einem Text eine längere Lebensdauer als dem Papier, auf dem er gedruckt ist (was sich aber erst herausstellen wird) zu geben und andererseits, um die Zugänglichkeit zu verbessern. Elektronisch aufbereitet heißt: Die jeweiligen Druckwerke werden digitalisiert und dann mit OCR bearbeitet. Folglich werden die eingescannten Seiten nicht als Bild auf die Webseite gestellt, sondern als durchsuchbares Textdokument. Weil wir nicht nur den Inhalt zugänglich machen, sondern auch die Originalansicht erhalten wollen, geschieht das in einem Zweischichtverfahren: Zu sehen ist die Seite im Originallayout und unsichtbar, quasi dahinter, ist das Textdokument, das gänzlich durchsuchbar ist. Die OCR-Bearbeitung ist recht zeitaufwendig, da sich bei der Umwandlung in ein Textdokument – je nach Qualität der Vorlage – etliche bis sehr viele Fehler einschleichen, die danach händisch wieder ausgebessert werden müssen. Aber wir finden, wenn einem Digitalisat schon all die sinnlichen Eindrücke, die mensch sonst beim Lesen eines alten Schriftstückes hat (wie greift sich das Papier an, wie riecht es, das Rascheln beim Umblättern...) fehlen, dann sollten doch auf der anderen Seite die Möglichkeiten, die durch die Digitalisierung hinzu gekommen sind, auch genutzt werden. Unter „Digitalisierte Zeitschriften und Bücher“ finden sich zum Beispiel die vollständige Ausgabe der 1907–1914 von Pierre Ramus in Österreich herausgegebenen Zeitschrift „Wohlstand für Alle“, die Broschüre von Madeleine Vernets „Die freie Liebe“ (1920) oder das Buch von Joseph Peukert „Gerechtigkeit in der Anarchie“ – zur Zeit allerdings nicht einsehbar, da uns der Server-Platz fehlt.

Aufgrund unserer politischen Überzeugung und in diesem Sinne aus einer anarchistischen Perspektive betrachten wir im Folgenden die für uns wichtigen Aspekte bezüglich unserer Bibliothek und der Vermittlung an interessierte Leser_innen. Weiter handelt es sich um Punkte, die Bi-

bliotheken einer politischen beziehungsweise sozialen Bewegung eigen sind und sich dadurch von herkömmlichen unterscheiden.

Anarchismus bedeutet ganz allgemein formuliert eine Gegner_innenschaft gegenüber Herrschaft. Dies betrifft sowohl den Staat als auch andere Formen der Unterdrückung des Menschen. Als politische (Arbeiter_innen) Bewegung ist er in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden. Es gab immer wieder Repressionsphasen gegen Anarchist_innen, unzählige Zeitschriften mit zensierten Stellen und Lücken; wir wissen, wie aufwendig und schwierig die Agitation und das Verbreiten anarchistischer Schriften immer wieder war, dass Bücher verboten wurden und werden und dass die Gegenwart zeigt, wie schnell politische oder soziale Bewegungen in den Fokus staatlicher Überwachung und Repression gelangen können. Weniger dramatisch und einfach formuliert, wollen wir selbst bestimmen, welche Daten und Informationen in der Bibliothek bleiben und welche nach außen gehen.

Sicherheit

Wir sehen es deshalb als unsere Verantwortung, mit den Daten der Nutzer_innen sorgsam umzugehen. Dies bedeutet, wir schützen sie und benutzen Verschlüsselungsprogramme für die Daten auf unseren Computern, USB-Sticks und den internen Netzwerk. Um den Email-Verkehr sicher zu gestalten, bieten wir auf unserer Homepage die Möglichkeit an, per PGP-Verschlüsselungsprogramm mit uns zu kommunizieren. Auf sonstige Firewalls oder Virenschutz verzichten wir, denn Open Source heißt auch weniger Viren.

Zudem gibt es eine umgekehrte Form der Sicherheit: Jene, die auf Vertrauen beruht. Bibliotheksnutzer_innen brauchen sich nicht ausweisen, um sich Bücher ausleihen zu können und werden auch sonst nicht kontrolliert. Wer Bücher ausleihen möchte, sagt uns (s)einen Namen und gibt eine Kontaktmöglichkeit bekannt. Die Person vereinbart, das Buch innerhalb der Verleihfrist von vier Wochen zurückzubringen oder verlängert die Ausleihfrist. Ob es Bücher gibt, die seitdem nicht mehr in die Bibliothek zurückgebracht wurden? Ja, gibt es (und wir vermissen sie).

Jedoch dieses Vertrauen, das wir den Nutzer_innen entgegen bringen, ist wichtig, um überhaupt erst zu einer „freien Vereinbarung“, einem ebenfalls wichtigen Element in der anarchistischen Ideenwelt, zu gelangen. Womit wir gedanklich auch schon in die Nähe des nächsten Punktes rücken würden.

Open Source

Die Computer in unserer Bibliothek laufen ausschließlich auf Linux und wir verwenden das Koha Open Source-Bibliothekssystem. Wir sind auch gerade dabei, unseren Buchbestand nach Kategorien wie AutorIn, Titel, Schlagwörtern, Coverfoto et cetera zu katalogisieren. So befindet sich Kropotkins „Gegenseitige Hilfe in Tier und Pflanzenwelt“ sogar inklusive Inhaltsverzeichnis und Probekapitel bereits in unserem Online-Katalog. Jedoch birgt diese Software für uns noch einige Tücken. Deshalb suchen wir Menschen, die uns bei der technischen Umsetzung unterstützen und beraten können. Denn wir sind weder Computer-, Programmier- noch sonst

welche Expert_innen, aber wir lernen und versuchen unser (technisches) Wissen in der Gruppe weiterzugeben. Uns ist es wichtig, so weit wie möglich diese EDV und Netzinfrastruktur ohne kommerzielle Anbieter_innen verwenden und anbieten zu können. Wir sehen den Open Source-Ansatz in Form einer freien Vereinbarung und Kooperation als zentrales Element, um Wissen und Technik weiter zu entwickeln, als eine zutiefst anarchistische Herangehensweise. Gerade das Archiv- und Bibliothekswesen betreffen die Fragen nach langfristiger Verwendbarkeit und Zugriffsmöglichkeiten von den verschiedenen schriftlichen Beständen. Wir denken, dass diese nicht in Händen weniger kommerzieller Anbieter liegen sollen, weshalb wir uns für das Koha-System entschieden haben und denken, dass eine offene Weiterentwicklung wichtig wäre.

Selbstorganisation

Wie eingangs erwähnt, ist die Anarchistische Bibliothek ein Projekt, das von einigen wenigen Leuten aktiv betrieben wird. Dies betrifft sowohl den Webauftritt, die Digitalisierung von Zeitschriften und Broschüren, Organisation von Veranstaltungen, Katalogisierung des Bücherbestandes als auch den wöchentlichen Bibliotheksdienst. Das Plenum dient als grundsätzliches Entscheidungsgremium und findet regelmäßig statt. Dort werden die anstehenden Themen besprochen, die Aufgaben aufgeteilt und Entscheidungen im Konsens getroffen oder, was auch vorkommen soll, es gibt eben keine gemeinsamen, sondern nur individuelle Entscheidungen. Auch damit muss eine Gruppe umgehen, will sie nicht auf eine autoritäre Figur zurückgreifen. Wir wollen dies nicht. Aufgrund der unterschiedlichen Lebenssituationen ergibt sich ein unterschiedliches Engagement in der Bibliothek. Diese Unterschiede können zu verschiedenen Schwierigkeiten und Hierarchien führen. Unsere Aufgabe als Selbstorganisierende ist es, damit einen Umgang zu finden (Dinge in eigenen Treffen an- und besprechen), gute Kommunikationsstrukturen pflegen (den Kalender verwenden), das Wissen weiter geben (interne Workshops) und so weiter.

Ein berühmter spanischer Anarchist hat einmal in einem Vortrag in Wien eine Anekdote über das Entstehen von Hierarchien erzählt:

Sie waren gut 30 Leute, hatten ein Kulturzentrum und sich vorgenommen, jede Person sperrt an einem Tag auf. Der Schlüssel für das Zentrum ging herum. Wie es sich so ergibt, konnte einer mal nicht, ein anderer sprang ein und im Laufe der Zeit gab es nur mehr einen, der jeden Tag dort hinging und das Zentrum aufsperrte. Für die anderen 29 war das zwar eine Erleichterung. Jedoch die eine Person sah sich nun als Herr des Schlüssels und sperrte nur mehr auf, wenn er wollte, denn er war es schließlich, der jeden Tag aufsperrte.

Für Abel Paz, so hieß der Erzähler dieser Anekdote, entstehen so Spezialisierungen und diese seien der Anfang der Bürokratie und Hierarchie.

Genau eine solche Entwicklung wollen wir mit unserer Form der Selbstorganisation vermeiden.

Bibliothek als sozialer Raum

Das Schlüsselbeispiel kann hier noch weiter geführt werden, denn die Bibliothek soll natürlich auch offen sein. Von Anarchist_innen für Anarchist_innen und all jene Personen, die sich dafür interessieren. Sie soll als aktiver Bestandteil dieser politischen und sozialen Bewegung betrachtet und genutzt werden. Dies bedeutet, dass die Nutzung dieser Bibliothek zu den Öffnungszeiten nicht den herkömmlichen Bibliotheken entspricht. Sie ist ein Ort der Kommunikation, wo Kaffee, Wasser oder Bier getrunken werden, wo Leute rauchen und miteinander quatschen.

Es kommen auch immer wieder Menschen vorbei, die in Wien zu Besuch sind und die anarchistischen Orte aufsuchen beziehungsweise Genoss_innen treffen wollen.

Neben den herkömmlichen Bibliothekszeiten, derzeit montags 18 bis 20 Uhr und nach Vereinbarung, gibt es noch verschiedene Veranstaltungsformate. Die offenen Lese- und Diskussionsrunden, Lesungen beziehungsweise Buchpräsentationen, Vorträge und Ausstellungen oder der Tag der offenen Tür für Lehrlinge einer Bibliotheks- und Archivberufsschule.

Zusammen mit anderen linken*autonomen*radikalen Archiven und Bibliotheken aus Wien haben wir 2011 die „Lange Nacht der Anarchie“ und 2012 unter dem Titel „Radikal hat Bestand“ eine Werbefahrt zur Präsentation der Bibliothekskultur organisiert und pflegen darüber hinaus internationale Kontakte zu anderen Archiven, wie dem CIRA (Centre International de Recherches sur l’Anarchisme) in Lausanne und CIRA Marseille. Denn auch das anarchistische Bibliotheks- und Archivnetz hat Knoten und die benötigen wir auch. Wir sehen es als unsere Aufgabe, die Geschichte(n) unserer Bewegung zu sammeln, weiterzugeben und weiterzuschreiben.

Das Gestern im Gedächtnis behalten, das Morgen in die Hand nehmen!

Die Offene Bibliothek von Clegg & Guttmann

Christian Kahle

Offene oder *Öffentliche Bücherschränke* und vergleichbare Installationen, die dem freien Austausch von Büchern dienen, gehören heute zum Alltagsbild vieler Städte. Auf der Plattform *OpenBook-Case.org* sind mittlerweile mehr als 700 Projekte verzeichnet, die sich überwiegend frei zugänglich im öffentlichen Raum befinden. Die meisten dieser Mikroinstitutionen stellen Variationen einer Kernidee dar, die sich auf die Projekte der Künstler *Martin Clegg* und *Michael Guttmann* zurückführen lässt.

Die *Offene Bibliothek*

Frei zugängliche Bücherbehältnisse installierte das Künstlerduo *Clegg & Guttmann* 1991 an verschiedenen Standorten in Graz. In der Zeitschrift des *Grazer Kunstvereins* veröffentlichten die Künstler einen theoretischen Entwurf zu ihrer Alternativbibliothek:

Eine Bibliothek ohne Bibliothekare und Überwachung, deren Bücherbestand von den Benutzern selbst durch ein Tauschsystem, demzufolge jedes entliehene Buch nach Gutdünken des Benutzers durch ein anderes zu ersetzen ist, bestimmt wäre.
(Clegg & Guttmann 1990)

Das Tauschsystem hebt die Rollenhierarchie zwischen dem Fachpersonal einer Bibliothek und ihren Benutzern auf. Jeder Beteiligte ist gleichermaßen Nutzer und Erneuerer des gemeinsamen Buchbestands. Die Offenheit derartiger Bücherbehältnisse liegt nicht allein in ihrer öffentlichen Zugänglichkeit begründet. In den englischsprachigen Texten der Künstler fällt die doppelte Bestimmung als *Open Public Library* auf. Anlässlich einer späteren Realisierung ihrer *Offenen Bibliothek* stellten *Clegg & Guttmann* folgende Leitlinien auf:

1. Die „Offene Bibliothek“ soll ohne Hierarchie auskommen.
2. Die „Offene Bibliothek“ soll durch keinerlei Sicherheits- oder Kontrolleinrichtungen geschützt werden.
3. Den Nutzern werden keine zusätzlichen Bestimmungen auferlegt, die über die Definition der Bibliothek als einen Ort, an dem für einen begrenzten Zeitraum zu vergebendes Lesematerial zur Verfügung steht, hinausgehen.
4. Es werden keine Kriterien für eine Auswahl des Lesematerials festgelegt. (Clegg & Guttmann, Bemerkungen zur Offenen Bibliothek, in: Könneke 1994, S. 28.)

Der gegebenen Minimaldefinition nach kann prinzipiell eine Vielzahl an Orten, Behältnissen oder Installationen zu einer *Offenen Bibliothek* erklärt werden. Wie aber wird aus einer Menge an zusammengetragenen Büchern ein Bestand und somit der Ort zu einer Bibliothek? Mit der Etablierung spezifischer Formen der Nutzung durch eine Nutzergemeinschaft, die sich im Zuge sozialer Kommunikationsprozesse konstituiert:

Die Notwendigkeit, Normen für die ordnungsgemäße Benutzung der Bibliothek zu erstellen, wird eine Diskussion über die Werte und Ziele der Gemeinschaft erforderlich machen. Die Findung und Ausübung von gewaltlosen Sanktionen gegen die Verletzung des richtigen Gebrauchs der Bibliothek kann zu einer Übung in metaphorischer Selbstverwaltung werden. (Clegg & Guttmann 1990)

Kurz sei hier auf den Diskurs über Gemeingüter verwiesen: Ist es sinnvoll, den geteilten Buchbestand als *Commons* und die damit verbundenen Formen der Nutzung und Pflege als *Commoning* zu verstehen? Problematisch ist hier vielleicht die genaue Bestimmung des Gemeinguts, da für die Nutzer kein konstanter Zugriff auf inhaltlich bestimmte Wissensbestände garantiert werden kann.

Porträt einer Gemeinschaft

Ursprünglich waren die *Offenen Bibliotheken* als experimentelle Modelle gedacht. Als temporäre Installationen sollte sich an ihnen zeigen, in welcher Form die Anwohner auf ein derartiges Angebot reagieren würden. Etwaige Plünderungen oder Beschädigungen stellten kein Scheitern, sondern einen möglichen Verlauf des Experiments dar. Heute werden die Projekte bewusst so geplant und gepflegt, dass sie für einen längeren Zeitraum stabil und attraktiv bleiben. Dies führt jedoch zu einer Einschränkung ihres basisdemokratischen Charakters.

Ausgehend von *Marcel Duchamps* Entgrenzung des überkommenen Kunstbegriffs werfen Clegg & Guttmann die Frage auf, inwiefern ihre Installationen als Kunst verstanden werden können. Ein *Öffentlicher Bücherschrank* stellt einen zur kollektiven Nutzung in den Außenraum verschobenen Gebrauchsgegenstand dar, an dem sich soziale Prozesse manifestieren:

Eine solche Bibliothek könnte als Institution zu einer Selbstdefinition der Gemeinschaft beitragen; sie würde ihre Lesegewohnheiten und intellektuellen Vorlieben widerspiegeln und wäre damit eine Art Porträt einer Gemeinschaft. (Ebd.)

Für den Aufbau und Erhalt einer *Offenen Bibliothek* wirken verschiedene soziale Akteure zusammen, wofür Clegg & Guttmann den von Joseph Beuys geprägten Begriff der *sozialen Skulptur* aufgreifen. In Hamburg richteten die Künstler parallel zu ihren Installationen ein gemeinsames Informations- und Dokumentationszentrum ein, um eine Kommunikationsverbindung zwischen den beteiligten Bevölkerungsgruppen zu schaffen:

Wir glauben, daß eine der wichtigsten Aufgaben von Kunst ist, Porträts zu erzeugen, während über den Prozeß des Porträtierns selbst reflektiert wird. [...] Dieses Projekt ist von uns gedacht als ein Porträt eines Stadtteils. Es wird den Leuten in den verschiedenen Stadtteilen in sehr direkter Weise ermöglichen, ihren unmittelbaren

sozialen Kontext besser zu verstehen. Würde man es erweitern, könnte das Projekt zu einem Porträt der Stadt Hamburg werden. (Clegg & Guttmann 1993)

Ein Porträt ist hier kein mit den Mitteln der Malerei geschaffenes Kunstwerk statischer Referenz. Kunst besteht hier im Anbahnen und Ermöglichen von Bewusstseins- und Kommunikationsprozessen.



Abbildung 1: CC-BY-3.0, Urheber: ChristianSW, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:B%C3%BCchertauschb%C3%B6rse_Soltau.jpg



Abbildung 2: CC-BY-3.0, Urheber: ChristianSW, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:B%C3%BCchertauschb%C3%B6rse_Soltau_II.JPG



Abbildung 3: CC-BY-3.0, Urheber: ChristianSW, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Lesebaum_Karlshagen.jpg



Abbildung 4: CC-BY-3.0, Urheber: ChristianSW, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Buchtauschzelle_Karlshagen.jpg

Variationen und Weiterentwicklungen

Martin Clegg und Michael Guttmann haben viel mit der *Offenen Bibliothek* experimentiert. Eine besondere Umsetzung der *Offenen Bibliothek* stellen die Installationen auf dem *Jüdischen Friedhof Krems* dar. Der Ort und seine Geschichte bildeten hier die Grundlage für die inhaltliche Auswahl der Buchbestände:

The Jewish cemetery in Krems has been unused since World War II. *The Open Public Library* in Krems is a revival project which will give a reason and an opportunity for public access to one of the few reminders that there was once a lively Jewish community in this Lower Austrian city. [...] The first bookcase contains original religious material in Hebrew. The second cabinet contains introductory material on Jewish law in German and English. The third part of the collection specializes in various topics related to the Jewish philosophy of death. (Clegg & Guttmann: *The Open Public Library* in the Jewish cemetery in Piaristenkirche Krems, In: Clegg & Guttmann 2005, S. 96.)

Spannend ist auch die Umsetzung des Projekts mit anderen Objektarten, zum Beispiel Tonträgern oder Werkzeugen. Damit nähert sich die *Offene Bibliothek* der *Givebox* an, bei der Gegenstände aller Art abgelegt oder entnommen werden dürfen, aber nicht zurückgebracht werden müssen.

Die Plattform *OpenBookCase.org* verzeichnet *Öffentliche Bücherschränke*, *Giveboxen* und vergleichbare Projekte mit Geokoordinaten. Mit einem mobilen Endgerät lassen sich von jedem Standort aus die in der Nähe gelegenen Objekte auf einer Karte anzeigen und aufsuchen. So entsteht ein besonderes Verhältnis zwischen den ortsgebundenen Objekten und ihrer öffentlichen Zugänglichkeit. Denkbar wären weitere Verzahnungen zwischen den Projekten und dem Web 2.0, beispielsweise eine Kennzeichnung der Bestände mit QR-Codes.

Literatur

Clegg & Guttmann (1990): Entwurf für eine „Open-Air“ Bibliothek, in: Durch 6/7 (1990), S. 136.

Clegg & Guttmann (2005): Monument for historical change and other social sculptures, community portraits and spontaneous operas. Wien : Schlebrügge.Editor 2005.

Clegg & Guttmann (1993): Offene Bibliotheken, in: Backstage. Topologie zeitgenössischer Kunst. Hamburg : Kunstverein in Hamburg 1993, S. 10.

Kahle, Christian (2004): [Videozitat] Kommentiert – 2004, <http://bibliothekarisch.de/blog/2014/07/13/videozitat-kommentiert-2004/>

Könneke, Achim (Hg.) (1994): Clegg & Guttmann. Die Offene Bibliothek. The Open Public Library. Ostfildern : Cantz 1994.

Lingner, Michael (1993): Clegg & Gutmanns »Offene Bibliothek«, http://ask23.hfbk-hamburg.de/draft/archiv/ml_publikationen/kt93-10.html

Lingner, Michael (1991): «Metaphorische Selbstverwaltung», http://ask23.hfbk-hamburg.de/draft/archiv/ml_publikationen/kt91-6.html

Europa als Zone der Zines. Über eine Fahrbibliothek

Ben Kaden

Im April des Jahres 2014 gab es in Berlin eine wunderbare Ausstellung mit einem sonderbaren Bibliotheksbezug. Genau genommen war es sogar keine Ausstellung, sondern eine temporäre internationale Bibliothek, nur dass sie eben dort ihre Regale aufschlug, wo Friedrichshain das am konsequentesten und sichtbarsten erfüllt, was der Mythos Berlin an Off-Kultur (falls man Off-Kultur noch so nennt) verspricht: in der Urban Spree Gallery zwischen Warschauer und Revaler Straße, dort wo Skateboarder, Drogenhändler, Punks aller Haarfarben, Musiker aller Richtung und Touristen aller Herren Länder aufeinandertreffen. Kein schlechter Ort für eine Bibliothek also. Zumal für eine, deren Bestände die Umgebung perfekt zu spiegeln scheinen.

Wir waren, nachdem wir über das wunderliche und ein bisschen unterschätzte Medium Tumblr die Zine-Library entdeckten, außerordentlich neugierig, wie eine solche Art Bibliothek außerhalb der Bibliothek funktioniert. Und zwei der Zine-BibliothekarInnen erklärten uns bereitwillig, was hinter dieser Idee steckt.

Zines of the Zone war im Frühjahr und Sommer 2014 eine Fahrbücherei. Mit einer kleinen europäischen Förderung ausgestattet, tourte das Team um die Fotografen Julie Hascoët und Guillaume Thiriet kreuz und quer über den Kontinent, von Lissabon über Belgrad und Berlin nach Oslo, Warschau, Nantes, Paris um jeweils für zwei bis drei Tage einen nicht-repräsentativen (etwas anderes war unmöglich), stattdessen aber sehr einzigartigen und dabei sehr umfänglichen und wachsenden (jede Station ergänzte die Kollektion um weitere lokale Zine-Stücke) Bestand an das interessierte Publikum zu vermitteln. Wie der Tour-Tumblr zeigt, dauert die Reise weiterhin an (letzte Stationen: Zürich, Limoges, siehe <http://blogznzn.tumblr.com/>).

Diese Bibliothek ist wirklich ein wachsender Organismus, weitgehend auf Schenkungen aufbauend und dabei beziehungsweise dadurch auf Zufallsbegegnungen. Vollständigkeit wird nicht angestrebt und wäre auch nicht anstrebar. Die Motivation für Zine-Produzenten etwas beizutragen ist selbstredend außerordentlich hoch: Eine größere Verbreitung und vor allem Wahrnehmung von Zines innerhalb ihrer peer group, in der Einzelausgaben häufig gar nicht breitensichtbar werden, ist trotz aller digitalen Optionen nur mit solchen Projekten realisierbar.

In Berlin gab es sogar zwei Stationen: neben der Urban Spree Gallery, die vor allem eine Bestands- und Kulturvermittlung an einer heterogenen Publikum ermöglichte, stand noch ein interaktiver Bibliothekstag der offenen Tür bei der exp12-Galerie im Prenzlauer Berg auf dem Tourenplan.

War die Friedrichshainer Schau vor allem eine der zufälligen Begegnung und der weitläufigen Nutzung, trafen sich in der Galerie des ruhigeren Winsviertel vor allem Künstler, Fotografen und vor allem Zine- und Independent-Zeitschriftenverleger zum Erfahrungsaustausch und zum Netzwerken.



Abbildung 1: Julie und Guillaume in Berlin-Friedrichshain

Die Zines-of-the-Zone-Bibliothek ist in dieser Funktion auch eine Art Arbeits- und Mittelpunktsbibliothek vor allem für eine Gruppe kreativ Tätiger, denen so eine Spezialbibliothek zwangsläufig mehr Inspiration verspricht, als die Generalsammlungen der Stadtbibliotheken. Wobei zugleich Julie und Guillame den Wunsch äußerten, mit klassischen Bibliotheken zusammen zu arbeiten und die Sammlung dort zu präsentieren, was die Zine-Kultur auch für anderes als das meist dann doch szeneübliche Publikum erkundbar machen würde. Gerade weil Zines in kleinen, spezifischen Zirkeln und abseits des üblichen Buchhandels verbreitet werden, ist es für Außenstehende kaum möglich, mit dieser medialen Form überhaupt in Kontakt zu kommen. Auf die Frage, ob Bibliotheken Zines sammeln sollten, antwortet Julie entsprechend sofort: Sie könnten es nicht einmal. Hin und wieder gibt es Versuche, aber dann entziehen sich die Materialien den gängigen Erschließungssystematiken und landen beispielsweise bei den Graphic Novels.

Die Motivation von Julie ist weitaus näher am Kern des traditionellen Bibliothekswesens, als man möglicherweise zunächst vermutet. Ihre Inspirationsquelle heißt Aby Warburg und was sie antreibt, ist die Sorge um die Vergänglichkeit. Gerade in Kleinauflagen hergestellte Ephemeria wie Zines sind grundsätzlich vom Verschwinden bedroht. Dass neue Publikationsformen zu einem Boom des *Self-Publishings* und damit auch zu einem Wachstum der Zahl und Vielfalt von Zines und Zine-ähnlichen Publikationen führt, erleichtert die Sache nicht unbedingt, multipliziert sich damit zugleich die Unüberschaubarkeit dessen, was geschieht. Mit dem Erhaltenwerden oder Verschwinden von Zines geht es zugleich um das Bewahren einer ganz bestimmten Form von Kultur, die eben nicht kanonisiert oder überhaupt kanonisierbar ist, sondern die Schmelzpunkte des Kreativen, die Rohschnitte einer sich entwickelten Formenvielfalt kulturellen Ausdrucks fasst. In diesen Materialien bündeln sich vielleicht nicht die großen Weltentwürfe sondern eher kleine Geschichten. Aber es sind Geschichten, es ist kulturelles Erbe und dieses verdient es, bewahrt zu werden so wie die Geschichten es verdienen, erzählt zu werden.



Abbildung 2: Die Zines of the Zone-Bibliothek in der Urban Spree-Galerie

Zines of the Zone zeigt diese Arbeiten und Geschichten. Ob es sie auch bewahren können wird steht auf einem anderen Blatt.

Zugleich spielt die Erzählform selbst eine Rolle: Die Zines-of-the-Zone-Library dokumentiert, was in der Zine-Kultur wie geschieht. Und schließlich betont Julie noch einen weiteren Aspekt: Es gibt in der so genannten Generation Y, deren spätere Hälften man im Herbst 2014 vielleicht noch eher als postdigital bezeichnen würde, eine Reihe von Menschen, die gerade angesichts der Allgegenwart des Digitalen eine neue Sensibilität für das Materielle entwickeln, vielleicht auch eine Art Sehnsucht nach dem Realen, gerade weil sich der Großteil auch des kreativen Handelns im Virtuellen vollzieht.

Den Bezugspunkt bilden dabei vorrangig aber nicht ausschließlich Zines. Auch kleinere Zeitschriften vom Kaliber dessen, was man in Berlin vielleicht Do-You-Read-Me-Kultur (nach dem passenden Fachgeschäft) nennt, Künstlerbücher und ähnliche Publikationen finden Eingang in die Sammlung, sofern sie nicht als Einzelstück sondern mindestens in einer Kleinauflage vorliegen. Die organische Bibliothek der Zines kann auch das passend in sich aufnehmen, sofern es irgendwie stimmig erscheint und das zweite Zentralkriterium erfüllt: Es muss sich um eine unabhängige Publikation handeln, die außerhalb des regulären Verlagswesens erschien. Der kulturellen Verankerung der BibliotheksgründerInnen ist der Schwerpunkt Fotografie zu verdanken. Fotozines sind zweifellos eine dominante Form, eine Art haptische Variation der blühenden Tumblr-Kultur. Diese Zines sind in diesem Sinn selbst Dokumentationsarbeiten der Fotografen beziehungsweise Visual Artists, die sich so selbst ein gedrucktes Portfolio erstellen. Die Qualität dieser Ausgaben schwankt zwischen Fotokopier-Esprit und äußerst professionellen Broschüren, wie sie Hersteller wie Pogobooks <http://www.pogobooks.de/content/news.html> produzieren.

Die Groberschließung der Sammlung erfolgt mit dem Anspruch, einen Zugangspunkt anzu-



Abbildung 3: Materialvielfalt der Zines of the Zone-Kollektion

bieten und spiegelt sich am Rande ebenso in der Aufstellung, wobei die Bestandspräsentation auch im Umfang maßgeblich vom Ausstellungsort geprägt wird. Im Normalfall kann nur eine Auswahl des gesamten Bestandes gezeigt werden. Die Bestandsverwaltung erfolgt auf dem Laptop mittels Excel. Der OPAC ist ein Tumblr (<http://zinesofthezone.tumblr.com/>) ohne weitere Sacherschließung aber mit hohem Serendipity-Potential. Das gilt auch für die physische Sammlung, wobei Julie und Guillaume betonten, wie wichtig die direkte Kommunikation mit den Besuchern im Sinne des Vermittelns von Kenntnissen über diese Kultur ist.

Und vielleicht, so könnten wir ergänzen, die direkte Kommunikation mit Menschen, die einen etwas theoretisierteren Blick auf den Gegenstand werfen und dennoch nicht minder staunen. Erstens über die unglaubliche Bandbreite und Vielfalt (auch in der Form), die das Realmedium der Zines zu fassen versteht. Zweitens über die Leidenschaft, mit der gerade Vertreter aus der Generation der (Post-)Digital-Natives mit einer Materialkultur experimentieren, die viele Vertreter der Medieneliten älterer Jahrgänge längst als anachronistisch abgeschrieben haben. In gewisser Weise manifestiert sich hier eine Grundfunktion der Zine-Kultur: Das Unterlaufen von Mainstreamansprüchen und -mustern der Kultur. Das bisschen Social Media und digitale Narrativität, die sich die Hubert-Burda-Think-Tanks als Leitsterne der medialen Gegenwart ausmalen, wird bei Bedarf ganz nebenbei mitbespielt. Und schließlich staunen wir über die Bereitschaft, sehr viel Zeit, auch ein paar eigene Ersparnisse und sehr viel unbezahltes Engagement in eine Herzensangelegenheit zu investieren, von der überhaupt nicht absehbar ist, was am Ende stehen wird. Fraglos ist Zines of the Zone auch ein ganz persönliches Abenteuer. Wie schön, dass die Idee der Bibliothek so etwas hergibt.

Ben Kaden ist Bibliotheksforscher (heise.de) aus Berlin.



Abbildung 4: Bestandsvermittlung der Zines of the Zone

Welche Institutionen betreiben Open-Access-Repositorien in Deutschland?

Paul Vierkant & Maxi Kindling

Der Artikel analysiert die Ergebnisse des „2014 Census on Open Access Repositories in Germany, Austria and Switzerland“ im Hinblick auf die Institutionen, die in Deutschland Repositorien betreiben. Der 2014 Census basiert auf einer qualitativen Inhaltsanalyse der Webseiten der Repositorien, einer automatisierten Validierung der über das OAI-PMH ausgelieferten Metadaten sowie einer Umfrage an die Repositorienbetreiber im Erhebungszeitraum 6. Januar bis 13. Februar 2014. Die Forschungsdaten des 2014 Census sind auf zenodo.org verfügbar.

Einführung

Das Thema Open Access ist auf der politischen Agenda in Deutschland angekommen.¹ Auf Bundes- und Länderebene wird der freie Zugang zu öffentlich finanzierter Forschung in Strategiepapieren thematisiert. Seit der Berliner Erklärung vor über zehn Jahren ist die Zahl der Open-Access-Repositorien in Deutschland beträchtlich gewachsen. Viele Universitäten, Fachhochschulen und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen betreiben mittlerweile Open-Access-Repositorien (OAR), die nicht nur den wissenschaftlichen Publikationsoutput der Institution sichtbar machen, sondern zum Teil durch die Integration der OAR in Forschungsinformationssysteme auch der internen Evaluation dienen.

Das breite Spektrum der Größe, Gestaltung und der Funktionen von OAR in Deutschland wurde erstmals im „2012 Census of Open Access Repositories in Germany (2012 Census)“ umfassend untersucht.² Der 2012 Census trug zur Verortung einzelner OAR sowie der gesamten deutschen Repositorienlandschaft bei. Die damalige Studie wurde 2014 im Rahmen eines Projektseminars am Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft wiederholt und in entscheidenden Punkten erweitert.

Der „2014 Census of Open Access Repositories in Germany, Austria and Switzerland (2014)“ beinhaltet neben einem erweiterten Kriterienkatalog für die qualitative Inhaltsanalyse der Repositorien-Webseiten auch ein größeres Sample, das die Alpenstaaten Österreich und Schweiz mit

¹Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Brandenburg Teil I, 2008. ;
Gesetz über die Hochschulen in Baden-Württemberg, 2014.; „Strategie Der Bundesregierung Zum Europäischen Forschungsraum (EFR) - Leitlinien Und Nationale Roadmap,“ 2014.
http://www.bmbf.de/pubRD/EFR-Strategie_deutsch.pdf.

²Vierkant, Paul. „2012 Census of Open Access Repositories in Germany: Turning Perceived Knowledge Into Sound Understanding.“ *D-Lib Magazine* 19, no. 11/12 (November 2013). doi:[10.1045/november2013-vierkant](https://doi.org/10.1045/november2013-vierkant).

einbezieht. Der Census 2014 beinhaltet zudem eine Online-Umfrage, die sich an die Betreiber von Repositorien richtete.

Die Erweiterungen des 2014 Census ermöglichen eine umfassende Analyse der Institutionen, die ein OAR betreiben. Der vorliegende Artikel präsentiert die Teile des 2014 Census, die Aussagen und Rückschlüsse über OAR-betreibende Institutionen in Deutschland zulassen. Die nachfolgenden Ergebnisse bieten eine überblicksartige Darstellung der deutschen Repositorienlandschaft für betreibende Institutionen von OAR, Forschungsförderorganisationen und wissenschaftspolitische Entscheider. Darauf aufbauend können neue Entwicklungen vorangetrieben und strategische Entscheidungen getroffen werden, um den grünen Weg des Open Access in Deutschland weiter auszubauen. Die Verfasser sind sehr an einem Austausch mit diesen Akteuren zu den Hintergründen und Herausforderungen interessiert.

Methode

Der 2014 Census wurde wie oben erwähnt methodisch um eine qualitative Befragung der Repositorienbetreiber erweitert. Außerdem wurden wichtige Kriterien für die Analyse der Webseiten ergänzt. Dafür waren die Umsetzbarkeit der Untersuchung der Kriterien, die Vergleichbarkeit mit dem 2012 Census und die Relevanz für Betreiber maßgeblich. Für letztere sind die Typisierung der OAR und ihrer Betreiber von Bedeutung. Für die Typisierung wurden bereits vorliegende Definitionen von Repositorientypen³ und Betreibertypen⁴ herangezogen.

Der Census 2014 besteht aus drei methodischen Komponenten:

- die qualitative Inhaltsanalyse der Repositorien-Webseiten;
- die automatisierte Evaluation der über OAI-PMH ausgelieferten Metadaten eines OAR;
- und einer Online-Umfrage.

Wie schon im 2012 Census wurden die Repositorien-Webseiten der OAR intellektuell auf das Vorhandensein bestimmter Kriterien hin überprüft und für jedes OAR separat erfasst. Je nach Kriterium wurde die Startseite (zum Beispiel einfaches Suchfeld) oder die Landing-Page (z. B. Nutzungsstatistiken) besucht. Der Erhebungszeitraum begann am 6. Januar 2014 und endete am 31. Januar 2014.

Mithilfe des DINI/OAN-Validators⁵ wurden die über OAI-PMH ausgelieferten Metadaten der einzelnen „items“ in den OAR auf ihre Konformität mit dem DINI-Zertifikat 2010 hin analysiert.⁶ Beim 2012 Census wurden die Metadaten von 200 zufällig ausgewählten items analysiert,

³DINI, Arbeitsgruppe Elektronisches Publizieren. „DINI-Zertifikat Für Open-Access-Repositorien Und -Publikationsdienste 2013.“ DINI-Schriften 3. Deutsche Initiative für Netzwerkinformation (DINI), 2014. <urn:nbn:de:kobv:11-100217162>.

⁴„Hochschulkompass - Ein Angebot Der Hochschulrektorenkonferenz.“ Datenbank. *Hochschulen in Deutschland*, November 19, 2014.

<http://www.hochschulkompass.de/hochschulen/hochschulen-in-deutschland-die-hochschulsuche.html>.

⁵http://oanet.cms.hu-berlin.de/validator/pages/validation_dini.xhtml

⁶„Item“ bezeichnet die laut *Bielefeld Academic Search Engine* vorgehaltenen Open-Access-Volltextveröffentlichungen, die im Idealfall die Gesamtheit des Bestands ausmachen. „BASE FAQ - Fragen zur Suche und zur Trefferliste.“ Datenbank. *Bielefeld Academic Search Engine*, 2014 2004. <http://www.base-search.net/about/de/faq.php>.

während beim 2014 Census alle im OAR vorgehaltenen items analysiert wurden. Das Ergebnis wurde mit einem Gesamt-Score in einem Report ausgeliefert und dem Datensatz des OAR zugeordnet. Der Erhebungszeitraum begann am 6. Januar 2014 und endete am 17. Januar 2014.

Der dritte und letzte Teil des Census 2014 ist eine Umfrage unter Repositorien-Betreibern mittels eines nicht-anonymisierten Online-Fragebogens. Mit dem Fragebogen konnten Kriterien erfasst werden, für die die notwendigen Informationen schwierig oder gar nicht öffentlich zugänglich waren. Als Kontaktadresse wurde die im Impressum des jeweiligen OAR angegebene E-Mail-Adresse verwendet. Konnte auf diesem Wege keine E-Mail-Adresse gefunden werden, wurde die Webseite des OAR entsprechend weiter abgesucht. Die Repositorien-Betreiber wurden während des Erhebungszeitraums mehrmals kontaktiert. Nach dem Ende des Erhebungszeitraums wurden ausschließlich vollständig ausgefüllte Fragebögen dem jeweiligen Datensatz des OAR zugeordnet. Die in den Freitextfeldern bereitgestellten Informationen sowie die Angaben zu den personellen Ressourcen eines OAR wurden erfasst, aber nicht veröffentlicht. Der Erhebungszeitraum für die Online-Umfrage begann am 13. Januar 2014 und endete am 6. Februar 2014.

Grundgesamtheit

Die OAR, die die Grundgesamtheit des 2014 Census bilden, wurden anhand der nachfolgenden Definition ausgewählt:

Open-Access-Repositorien sind für den Zweck dieser Studie institutionelle und disziplinäre Repositorien aus Deutschland, Österreich und der Schweiz, die mehrheitlich wissenschaftliche Open-Access-Volltextveröffentlichungen vorhalten. Die Volltextveröffentlichungen sind durch Metadaten beschrieben, die über eine Weboberfläche (Such- und Browsefunktionalität) recherchierbar sind. Die Open-Access-Repositorien sind mit einer funktionierenden Base-URL für das OAI-PMH Harvesting bei Bielefeld Academic Search Engine (BASE) registriert. Digitale Sammlungen, Forschungsdatenrepositorien, sowie Open-Access-Repositorien von Verlagen, University Presses und kommerzielle Dienste sind ausgeschlossen. Erhebungsdatum: 2014-01-06

Bereits der 2012 Census hat ergeben, dass von der Gesamtheit aller bestehenden und relevanten Repositorienverzeichnissen (OpenDOAR, ROARMap, DINI-Liste der Repositorien, BASE) die Bielefeld Academic Search Engine (BASE) den größten Abdeckungsgrad hat (93 %).⁷ Für alle OAR, die zum Stichtag der Erhebung (6. Januar 2014) in BASE erfasst waren, stellte BASE die Datenbankeinträge zu Namen, URL, OAI-Schnittstelle und Angaben zur Zahl der items zur Verfügung. Anhand der oben genannten Definition wurden die OAR für den 2014 Census ausgewählt. Das Sample umfasst 152 OAR aus Deutschland, 5 OAR aus Österreich und 16 aus der Schweiz. Insgesamt umfasst der 2014 Census 173 OAR.

⁷Vierkant, Paul. „2012 Census of Open Access Repositories in Germany: Turning Perceived Knowledge Into Sound Understanding.“ *D-Lib Magazine* 19, no. 11/12 (November 2013). doi:[10.1045/november2013-vierkant](https://doi.org/10.1045/november2013-vierkant).

Anmerkungen zum Kriterium „Typ der verantwortlichen Institution“

Die folgende Analyse des 2014 Census bezieht sich auf das Kriterium „Typ der verantwortlichen Institution“ eines OAR. Es wurde im 2014 Census erstmalig erhoben. Es basiert auf der Definition:

Die Feststellung des Typs der verantwortlichen Institution erfolgt für Deutschland anhand der Typisierung der Institutionen in der Liste der Hochschulrektorenkonferenz für Deutschland, des Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung für Österreich und der Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten (Conférence des Recteurs des Universités Suisses, CRUS) für die Schweiz. Alle Typen wurden in drei Hauptkategorien zusammengefasst: University, University of Applied Sciences, Non-university research institutions and others (Alle Institutionen, die nicht anhand der HRK-Liste zugeordnet werden konnten, werden als außeruniversitäre Forschungseinrichtungen und Andere kategorisiert). Erhebungsdatum: 2014-01-06

Die Liste der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) umfasst folgende Typen von Institutionen in Deutschland (D), die zur besseren Vergleichbarkeit mit den äquivalenten Institutionstypen für Österreich (A) und die Schweiz (CH) zusammengefasst wurden:

- Universität
 - Universitäten und Hochschulen mit Promotionsrecht (D)
 - Kunst- und Musikhochschulen mit und ohne Promotionsrecht (D)
 - private Universität/ Hochschule mit Promotionsrecht (A)
 - kirchliche Universität/ Hochschule mit Promotionsrecht (A)
 - öffentliche Universität (A)
 - Universitäre Hochschule gemäß Universitätsförderungsgesetz (CH)
- Fachhochschulen
 - Fachhochschulen und Hochschulen ohne Promotionsrecht (D)
 - Fachhochschule gemäß Fachhochschulgesetz (CH)
- Außeruniversitäre Forschungseinrichtungen und Andere (im Folgenden nur: außeruniversitäre Forschungseinrichtungen)

Ergebnisse und Diskussion

Für diesen Artikel wurde das Kriterium „Typ der verantwortlichen Institution“ für die OAR in Deutschland in Relation zu anderen im 2014 Census erhobenen Kriterien analysiert, die zu ersten Interpretationen der Ergebnisse sowie zu einer Diskussion führen. Die Auswertung der unterschiedlichen Kriterien, sowie ihre Vergleichbarkeit (zum Beispiel zwischen Bundesländern) bedingen den Fokus auf eine Nation und in dem vorliegenden Fall Deutschland.⁸

Im 2014 Census wurde die geographische Lage der für das OAR verantwortlichen Institution mit folgender Definition erfasst:

Das Land/Bundesland (Deutschland), in dem die betreibende und inhaltlich verantwortliche Institution für das Open-Access-Repositorium laut BASE liegt. Erhebungsdatum: 2014-01-06

Bundesländer	Total (in %)	Universität Total (in %)	To- Fachhochschule Total (in %)	Außen- universitäre Forschungs- einrichtung und Andere Total (in %)
Baden-Württemberg	31 (20,39)	18 (58,06)	8 (25,81)	5 (16,13)
Bayern	20 (13,16)	13 (65,00)	4 (20,00)	3 (15,00)
Berlin	12 (7,89)	6 (50,00)	1 (8,33)	5 (41,67)
Brandenburg	11 (7,24)	4 (36,36)	3 (27,27)	4 (36,36)
Bremen	2 (1,32)	1 (50,00)	0 (0,00)	1 (50,00)
Hamburg	5 (3,29)	3 (60,00)	0 (0,00)	2 (40,00)
Hessen	7 (4,61)	5 (71,43)	1 (14,29)	1 (14,29)
Niedersachsen	12 (7,89)	6 (50,00)	2 (16,67)	4 (33,33)
Nordrhein-Westfalen	29 (19,08)	14 (48,28)	7 (24,14)	8 (27,59)
Rheinland-Pfalz	4 (2,63)	4 (100,00)	0 (0,00)	0 (0,00)
Saarland	3 (1,97)	2 (66,67)	0 (0,00)	1 (33,33)
Sachsen	8 (5,26)	6 (75,00)	1 (12,50)	1 (12,50)
Sachsen-Anhalt	2 (1,32)	1 (50,00)	0 (0,00)	1 (50,00)
Schleswig-Holstein	4 (2,63)	1 (25,00)	0 (0,00)	3 (75,00)
Thüringen	2 (1,32)	2 (100,00)	0 (0,00)	0 (0,00)
Gesamt BRD	152 (100)	86 (56,58)	27 (17,76)	39 (25,66)

Tabelle 1: Anzahl und prozentuale Verteilung von Open-Access-Repositorien nach Bundesländern

In den drei bevölkerungsreichsten deutschen Bundesländern Bayern, Nordrhein-Westfalen und Baden-Württemberg sind mit 80 OAR insgesamt 52,63 % aller deutschen OAR angesiedelt (vgl. 54,61 % im 2012 Census).⁹

⁸Um die Auswertungen für Österreich und Schweiz sowie dem gesamten D-A-CH-Raum zu ermöglichen, werden die Forschungsdaten aller drei Länder in einem Datensatz veröffentlicht, siehe Fazit.

⁹Vierkant, Paul. „2012 Census of Open Access Repositories in Germany: Turning Perceived Knowledge Into Sound Understanding.“ *D-Lib Magazine* 19, no. 11/12 (November 2013). doi:[10.1045/november2013-vierkant](https://doi.org/10.1045/november2013-vierkant).

Ein Blick auf die drei unterschiedlichen Typen der verantwortlichen Institution zeigt, dass der Großteil der untersuchten OAR mit 56,58 % (86 OAR) von Universitäten betrieben wird. Außeruniversitäre Forschungseinrichtungen mit 25,66 % (39 OAR) und Fachhochschulen mit 17,76 % (27 OAR) betreiben deutlich weniger OAR. Nur in den beiden Bundesländern Brandenburg und Nordrhein-Westfalen fällt der Unterschied der prozentualen Verteilung nach Typ der verantwortlichen Institution nicht so deutlich aus. Diese Zahlen zeigen, dass der grüne Weg des OA-Publizierens in Deutschland hauptsächlich von Universitäten beschritten wird.

In diesem Zusammenhang stellt sich nun die Frage, wie groß der Impact des grünen Weges tatsächlich ist: Wie hoch ist der Anteil der Universitäten bzw. Fachhochschulen in Deutschland, die überhaupt ein OAR betreiben?

Zur Beantwortung dieser Frage wurde die Liste der Hochschulrektorenkonferenz, die alle Hochschulen in Deutschland verzeichnet, als Grundgesamtheit vorausgesetzt.¹⁰

Bundesländer	Universitäten HRK Total	mit OAR (in%)	Total	Fachhochschulen HRK Total	mit OAR (in%)	Total
Baden-Württemberg	27	15 (55,56)	42	6 (14,29)		
Bayern	23	10 (43,48)	24	4 (16,67)		
Berlin	12	5 (41,67)	26	1 (3,85)		
Brandenburg	4	4 (100,00)	6	3 (50,00)		
Bremen	3	1 (33,33)	3	0 (0,00)		
Hamburg	7	3 (42,86)	9	0 (0,00)		
Hessen	13	5 (38,46)	17	1 (5,88)		
Niedersachsen	13	4 (30,77)	14	2 (14,29)		
Nordrhein-Westfalen	28	11 (39,29)	38	3 (7,89)		
Rheinland-Pfalz	8	4 (50,00)	9	0 (0,00)		
Saarland	3	1 (33,33)	2	0 (0,00)		
Sachsen	11	4 (36,36)	12	1 (7,89)		
Sachsen-Anhalt	4	1 (25,00)	5	0 (0,00)		
Schleswig-Holstein	5	1 (20,00)	7	0 (0,00)		
Thüringen	5	2 (40,00)	6	0 (0,00)		
Mecklenburg-Vorpommern	3	0 (0,00)	4	0 (0,00)		
Gesamt BRD	169	71 (42,01)	224	21 (9,38)		

Tabelle 2: Anteil der Hochschulen, die ein OAR betreiben pro Bundesland

Tabelle 2 zeigt, dass 42,01 % aller deutschen Universitäten und 9,38 % aller deutschen Fachhochschulen ein OAR betreiben. Wichtig hierbei ist zu wissen, dass zu den Universitäten laut HRK auch Musik- und Kunsthochschulen zählen. Baden-Württemberg, Bayern und Nordrhein-Westfalen haben eine hohe Anzahl an Universitäten, zugleich aber auch einen hohen Anteil an Fachhochschulen, die ein OAR betreiben. Die drei Bundesländer entsprechen somit dem Bundesdurchschnitt. Vorbildcharakter kann den Hochschulen im Land Brandenburg zugesprochen werden: Alle vier Universitäten betreiben ein OAR und drei von sechs Fachhochschulen betreiben ein OAR. Einige Bundesländer schneiden deutlich schlechter ab: Weniger als die Hälfte der

¹⁰Da zum Zeitpunkt der Erhebung kein zentrales Register für außeruniversitäre Forschungseinrichtungen und Andere vorlag, konnte der Anteil dieses Betreibertyps nicht analysiert werden.

dortigen Universitäten betreiben OAR und an den Fachhochschulen werden teilweise gar keine OAR betrieben.

Als Ursachen dafür, dass nicht einmal die Hälfte aller deutschen Universitäten ein OAR betreiben und den noch deutlich geringeren Anteil der Fachhochschulen, die ein OAR betreiben, lassen sich nur Vermutungen anstellen: Vielleicht steht dies im Zusammenhang mit mangelnder Kenntnis oder Akzeptanz des grünen Wegs des Open-Access-Publizierens, mit mangelnden Ressourcen oder auch einem verhältnismäßig geringen (OA-)Publikationsaufkommen der entsprechenden Institutionen. Dieser letzteren Forschungslücke ließe sich mit einem flächendeckenden Einsatz von Hochschulbibliografien bzw. Forschungsinformationssystemen (FIS) und entsprechenden gemeinsamen Datenstandards annähern.

Größe der Open-Access-Repositorien (Zahl der items in den Repositorien)

Neben der Anzahl der OAR pro Bundesland wurden im 2014 Census ihre jeweilige Größe erfasst. Die Größe eines OAR meint die Zahl der im OAR verfügbaren items (Metadatensätze). Diese Angaben wurden wie eingangs beschrieben von BASE geliefert.

Die Analyse zeigt, dass der Anteil von OAR eines Bundeslandes partikular deutlich vom Anteil der vorgehaltenen items des jeweiligen Bundeslandes am Gesamtbestand des Bundesgebiets abweicht, wie die Beispiele Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen zeigen. Das bedeutet dass ein Bundesland wie Baden-Württemberg zwar einen Anteil von 20,39 % aller OAR in Deutschland haben kann, dass aber der Anteil der vorgehaltenen items von 12,30 % der Gesamtzahl der items in OAR in Deutschland nicht im gleichen Maße hoch ist.

Die Größenunterschiede zwischen den verschiedenen Typen der verantwortlichen Institution fallen indes noch deutlicher aus. So beträgt der bundesweite Anteil der in den OAR von Fachhochschulen vorgehaltenen items nur 1,29 %, wohingegen in den OAR der Universitäten (54,04 %) sowie der außeruniversitären Forschungseinrichtungen (44,67 %) der Großteil der items zu finden ist (siehe Tabelle 3).

Diese ungleiche Verteilung spiegelt sich ebenfalls in den Größenunterschieden zwischen den OAR verschiedener Institutionstypen wider. Tabelle 4 zeigt den Median der in einem deutschen OAR vorgehaltenen items nach den Typen der verantwortlichen Institutionen. Der Median eines OAR in Deutschland liegt bei 2.141, wobei die von Universitäten (2.670) und außeruniversitären Forschungseinrichtungen (2.564) betriebenen OAR darüber liegen. Mit lediglich 110 vorgehaltenen items sind OAR, die von Fachhochschulen betrieben werden, deutlich kleiner (siehe Tabelle 4). Auf welche Ursachen die enormen Größenunterschiede sowie die ungleiche Verteilung auf die unterschiedlichen Institutionstypen zurückzuführen ist, bleibt auch hier zu überprüfen.¹¹

Typen von Open-Access-Repositorien

Im 2014 Census wurde neben der Typisierung der Institutionen, die ein OAR betreiben, auch erstmals eine Typisierung der OAR selbst nach fachbezogenen oder institutionellen Repositorien durchgeführt. Es erfolgte keine Zuordnung nach dem Typ „Cross-institutional reposito-

¹¹Vergleiche Hansche, Dorothea. „Open Access an Fachhochschulen am Beispiel der Fachhochschule Potsdam: Ein Kommunikationskonzept.“ 2011, S. 34. urn:nbn:de:kobv:525-opus-2182.

Bundesländer	Total OAR (in % Gesamt)	Items Total (in % Gesamt)	Items in OAR Uni Total (in % Gesamt)	Items in OAR FH Total (in % Gesamt)
Baden-Württemberg	31 (20,39)	109.326 (12,30)	103.804 (94,95)	1.380 (1,26)
Bayern	20 (13,16)	162.013 (18,23)	132.928 (82,05)	104 (0,06)
Berlin	12 (7,89)	73.228 (8,24)	29.682 (40,53)	74 (0,10)
Brandenburg	11 (7,24)	19.039 (2,14)	9.757 (51,25)	901 (4,73)
Bremen	2 (1,32)	34.803 (3,92)	2.380 (6,84)	0 (0,00)
Hamburg	5 (3,29)	35.554 (4,00)	6.450 (18,14)	0 (0,00)
Hessen	7 (4,61)	60.916 (6,85)	51.020 (83,75)	3.542 (5,81)
Niedersachsen	12 (7,89)	26.391 (2,97)	23.868 (90,44)	357 (1,35)
Nordrhein-Westfalen	29 (19,08)	227.996 (25,65)	78.318 (34,35)	1.665 (0,73)
Rheinland-Pfalz	4 (2,63)	6.825 (0,77)	6.825 (100,00)	0 (0,00)
Saarland	3 (1,97)	11.461 (1,29)	8.003 (69,83)	0 (0,00)
Sachsen	8 (5,26)	17.783 (2,00)	13.734 (77,23)	3.473 (19,53)
Sachsen-Anhalt	2 (1,32)	3.445 (0,39)	1.081 (31,38)	0 (0,00)
Schleswig-Holstein	4 (2,63)	90.157 (10,14)	2.620 (2,91)	0 (0,00)
Thüringen	2 (1,32)	9.800 (1,10)	9.800 (100,00)	0 (0,0)
Gesamt BRD	152 (100,00)	888.737 (100,00)	480.270 (54,04)	11.496 (1,29)

Tabelle 3: Größe von OAR nach Bundesländern

Institutionstyp	Items (Median)
Median eines deutschen OAR	2141
Universität	2670
Fachhochschulen	110
Außeruniversitäre Forschungseinrichtung und Andere	2564

Tabelle 4: Median der in OAR vorgehaltenen items nach Typ der verantwortlichen Einrichtung

ry“, weil eine eindeutige Zuordnung zu institutionell oder cross-institutional wie in den Fällen der Repositorien von Forschungsorganisationen (wie Max-Planck-Gesellschaft und Fraunhofer-Gesellschaft) teilweise nicht möglich war. Für die Typisierung wurde auf die Definitionen für fachbezogene und institutionelle Repositoren aus dem DINI-Zertifikat für Open-Access-Repositorien und -Publikationsdienste 2013 zurückgegriffen.¹²

Das Gros der OAR in Deutschland bilden die 135 institutionellen OAR (88,82 %) von Universitä-

¹²Siehe 53 DINI, Arbeitsgruppe Elektronisches Publizieren. „DINI-Zertifikat für Open-Access-Repositorien und -Publikationsdienste 2013.“ DINI-Schriften 3. Deutsche Initiative für Netzwerkinformation (DINI), 2014, S. 52. urn:nbn:de:kobv:11-100217162.

„Ein fachbezogenes Open-Access-Repositorium beinhaltet überwiegend einer bestimmten Disziplin zugehörige Open-Access-Volltexte. Darunter kann jegliche Art von wissenschaftlichen Publikationen fallen (Qualifikationsarbeiten, Berichte, Zweitveröffentlichungen etc.). In Fachrepositorien werden Publikationen von Personen zugänglich gemacht, die verschiedenen Institutionen angehören können.“

Ein institutionelles Repozitorium beinhaltet überwiegend Open-Access-Volltexte einer Einrichtung. Darunter kann jegliche Art wissenschaftlicher Publikationen fallen (Qualifikationsarbeiten, Berichte, Zweitveröffentlichungen etc.). Darüber hinaus kann das Repozitorium auch weitere Ergebnisse des wissenschaftlichen Alltags in digitaler Form enthalten.“

ten, Fachhochschulen und außeruniversitären Forschungsreinrichtungen (siehe Tabelle 5). Dem gegenüber stehen 17 fachbezogene OAR (11,18 %), die ausschließlich von außeruniversitären Forschungseinrichtungen und Universitäten betrieben werden. Außeruniversitäre Forschungseinrichtungen betreiben, bezogen auf ihren Anteil an den fachbezogenen OAR, überproportional viele fachbezogene OAR.

Repositorientyp	OAR Uni (in%)	OAR FH (in%)	OAR AUF (in%)	Total (in%)
Fachbezogenes OAR	8 (47,06)	0 (0,00)	9 (52,94)	17 (11,18)
Institutionelles OAR	78 (57,78)	27 (20,00)	30 (22,22)	135 (88,82)
Total	86 (56,58)	27 (17,76)	39 (25,66)	152 (100,00)

Tabelle 5: Typen von Open-Access-Repositorien nach betreibenden Institutionen

Software von Open-Access-Repositorien

Eine der wichtigsten Aufgaben beim Management von OAR ist die Wahl der Software. Im 2014 Census wurde anhand der Angaben auf den Webseiten der OAR erfasst, welche Software verwendet wird, um das OAR zu betreiben. Außer den Software-Lösungen DSpace, EPrints und OPUS wird keine Software für mehr als zehn Instanzen verwendet. Alle weiteren Software-Lösungen wie etwa MyCoRe wurden in der Kategorie „Andere“ zusammengefasst.

Mit 81 Instanzen der Software OPUS (53,29) bleibt Deutschland auch im Jahr 2014 ein „OPUS-Land“ (siehe Tabelle 6). Die Mehrheit dieser OPUS-Instanzen wird an Universitäten und Fachhochschulen betrieben. Wie in 2012 war es das Ziel zu erfahren ob ein OAR gehostet wird, d.h. dass die Instanz durch einen dritten Anbieter bereitgestellt wird. Im 2014 Census wurde dieses Kriterium in der Online-Umfrage abgefragt. Durch die geringe Rücklaufquote zu dieser Frage haben die Daten nur eine bedingte Aussagekraft.

Die im 2012 Census gestellte Prognose einer „Konzentration und Evolution“ von Repositorien-Software wird im 2014 Census bestätigt.¹³ Zwischen 2012 und 2014 sind sechs Institutionen mit ihrer OAR-Software migriert. Alle Betreiber wechselten von OPUS hin zu EPrints (insgesamt fünf OAR, vier davon an der UB Heidelberg) und zu einer anderen Software. Dieser Trend zur Nutzung von internationalen Softwarelösungen wie EPrints wird sich vermutlich weiter fortsetzen. Diese Tendenz wird durch Aussagen von OAR-Betreibern im Zusammenhang mit der Durchführung des Census bestätigt, die entweder eine Migration vorbereiten oder sich bereits in der konkreten Umsetzungsphase befinden.

DINI-Zertifikat

Als wichtiger Standard für Open-Access-Repositorien in Deutschland gilt das DINI-Zertifikat für Dokumenten- und Publikationsservices. Es dient Repositorien-Betreibern beim Aufbau und

¹³Vierkant, Paul. „2012 Census of Open Access Repositories in Germany: Turning Perceived Knowledge Into Sound Understanding.“ *D-Lib Magazine* 19, no. 11/12 (November 2013). doi:[10.1045/november2013-vierkant](https://doi.org/10.1045/november2013-vierkant).

Software	OAR Uni (in%)	OAR FH (in%)	OAR AUF (in%)	Total (in%)
DSpace	6 (6,98)	0 (0,00)	5 (12,82)	11 (7,24)
EPrints	18 (20,93)	0 (0,00)	5 (12,82)	23 (15,13)
OPUS	38 (44,19)	27 (100,00)	16 (41,03)	81 (53,29)
Other	24 (27,91)	(0,00)	13 (33,33)	37 (24,34)
	86 (100,00)	27 (100,00)	39 (100,00)	152 (100,00)

Tabelle 6: Software von OAR nach betreibenden Institutionen

der Weiterentwicklung ihres OA in technischer und organisatorischer Hinsicht.¹⁴ Der Census erfasst, ob das OAR laut DINI-Liste der Repositorien mit dem Stand vom 6. Januar 2014 ein DINI-Zertifikat besitzt. Die Zertifikatsversionen 2004/2007/2010 wurden erhoben.

Von allen 152 OAR in Deutschland haben etwa ein Drittel ein DINI-Zertifikat, wobei der Anteil der zertifizierten OAR für die verschiedenen Betreibertypen sehr unterschiedlich ausfällt (siehe Tabelle 7). Während 39,53 % aller universitären OAR ein DINI-Zertifikat besitzen, fällt der Wert für die OAR von Fachhochschulen mit lediglich 7,41 % sowie für außeruniversitäre Forschungseinrichtungen und Andere mit 17,95 % deutlich geringer aus.

DINI Zertifikat	OAR Uni (in%)	OAR FH (in%)	OAR AUF (in%)	Total (in%)
ohne Zertifikat	52 (60,47)	25 (92,59)	32 (82,05)	109 (71,71)
mit Zertifikat	34 (39,53)	2 (7,41)	7 (17,95)	43 (28,29)
davon 2004	10 (11,63)	0 (0,00)	0 (0,00)	10 (6,58)
davon 2007	13 (15,12)	1 (3,70%)	2 (5,13)	16 (10,53)
davon 2010	11 (12,79)	1 (3,70%)	5 (12,82)	17 (11,18)
Gesamt	86 (100,00)	27 (100,00)	39 (100,00)	152 (100,00)

Tabelle 7: DINI-Zertifikat nach betreibenden Institutionen

Berliner Erklärung über den offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen

Institutionen, die die Berliner Erklärung (Berlin Declaration on Open Access to Knowledge in the Sciences and the Humanities) unterzeichnet haben, setzen damit ein wichtiges Signal für die Unterstützung des Open-Access-Gedankens. In diesem Kriterium wurde erfasst, ob die für das OAR verantwortliche Institution (oder bei außeruniversitären Forschungseinrichtungen ihre „Dachorganisation“) am Stichtag 6. Januar 2014 auf der Webseite der Unterzeichner der Berliner Erklärung gelistet war.¹⁵

¹⁴DINI, Arbeitsgruppe Elektronisches Publizieren. „DINI-Zertifikat Für Open-Access-Repositorien Und -Publikationsdienste 2013.“ DINI-Schriften 3. Deutsche Initiative für Netzwerkinformation (DINI), 2014. [urn:nbn:de:kobv:11-100217162](http://urn.nbn.de/kobv:11-100217162).

¹⁵„Berlin Declaration on Open Access to Knowledge in the Sciences and Humanities,“ 14.10.2003. <http://openaccess.mpg.de/Berliner-Erklaerung>.

Außeruniversitäre Forschungseinrichtungen und Andere stellen mit über 50 % einen bemerkenswert hohen Anteil derjenigen Institutionen, die die Berliner Erklärung unterzeichnet haben. Das liegt darin begründet, dass beispielsweise mehrere Einrichtungen der Helmholtz-Gemeinschaft oder Leibniz-Gemeinschaft, die beide als Dachorganisationen die Berlin Erklärung unterzeichnet haben, OAR betreiben (siehe Tabelle 8). Im Vergleich dazu haben 24 % der Universitäten und 11 % der Fachhochschulen, die ein OAR betreiben, die Berliner Erklärung unterzeichnet. Diese relativ geringe Zahl ist angesichts des bereits vor über einem Jahr begangenen zehnjährigen Jubiläums der Berliner Erklärung bemerkenswert. Der niedrige Wert von 11 % unterstützt die Annahme, dass das Thema Open Access an Fachhochschulen bislang noch keinen hohen Stellenwert besitzt.

n=152	OAR Uni (in%)	OAR FH (in%)	OAR AUF (in%)	Total (in%)
Berlin Declaration unterzeichnet	65 (75,58)	24 (88,89)	17 (43,59)	106 (69,74)
Berlin Declaration nicht unterzeichnet haben	21 (24,42)	3 (11,11)	22 (56,41)	46 (30,26)
Total	86 (100,00)	27 (100,00)	39 (100,00)	152 (100,00)

Tabelle 8: Berlin-Declaration-Unterzeichner nach betreibenden Institutionen

Startdatum

Da über den historischen Verlauf des grünen Wegs in Deutschland bis dato wenig Überblickswissen bekannt ist, sollte im Rahmen des 2014 Census erfasst werden, wann die an der Umfrage teilnehmenden OAR „online gegangen“ sind. Die konkrete Frage lautete: „Seit welchem Jahr ist Ihr Repозitorium über das WWW zugänglich? Im Falle von Vorgängerversionen wird die Jahreszahl der ersten Implementierung des Repозitoriums erfasst.“

Beim Vergleich des Medians des angegeben Startdatums aller OAR geordnet nach Betreiber-typen zeigt sich, dass Universitäten früher als Fachhochschulen und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen und Andere mit ihren OAR gestartet sind (siehe Tabelle 9). Diese Vorreiterrolle der Universitäten manifestiert sich vor allem in den Gründungsjahren um die Jahrtausendwende. Von 1998 bis 2002 gingen mit 23 der 51 mehr als die Hälfte der universitären OAR online, die an der Umfrage teilnahmen. Dem gegenüber stehen drei OAR von Fachhochschulen sowie außeruniversitären Forschungseinrichtungen und Anderen, die zwischen 1997 und 2002 starteten. Dieses Ergebnis vermittelt den Eindruck, dass es Universitäten waren, die den grünen Pfad in Deutschland zuerst einschlugen und sowohl für Fachhochschulen als auch für außeruniversitäre Forschungseinrichtungen ebneten. Zu ergänzen ist an dieser Stelle, dass die Universitäten bereits Ende der 1990er Jahre mit dem Aufbau von Dissertationsservern begonnen haben, die dann zu OAR weiterentwickelt wurden.

(a) Durch einen technischen Fehler wurde bei der Erfassung des Startdatums ein Blank-Wert zugelassen, der in dieser Auswertung nicht berücksichtigt werden kann, weshalb sich die Grundgesamtheit von ursprünglich 81 Umfrageteilnehmern auf 80 reduziert.

(n=80)(a)	Median Start OAR Uni	Median Start OAR FH	Median Start OAR AUF
Startdatum	2002 (51)	2006 (9)	2006 (21)

Tabelle 9: Median Startdatum nach betreibenden Institutionen

Fazit und Ausblick

Der vorliegende Artikel konzentriert sich auf die betreibenden Institutionen von OAR in Deutschland, auch wenn dieser sich ebenso auf Österreich und die Schweiz erstreckte. Die aufgeführten Ergebnisse des Census 2014 spiegeln dabei nur einen kleinen Teil der Erkenntnisse wieder, die aus den Census-Daten gewonnen werden können. Einige dieser Ergebnisse wurden bereits im Rahmen von Konferenzen, auf Postern sowie Grafiken präsentiert.¹⁶

Die Ergebnisse des 2014 Census lassen sich auch in den Gesamtkontext der wissenschaftspolitischen Strategien zu Open Access der Bundesländer einbetten. So lässt sich vermuten, dass es kein Zufall ist, dass Brandenburg in seinem Landeshochschulgesetz „open access“ ausdrücklich erwähnt und gleichzeitig 70 % aller Universitäten und Fachhochschulen in Brandenburg ein OAR betreiben.¹⁷ Brandenburg stellt damit den bundesweiten Rekord. Die starke Rolle Baden-Württembergs mit zahlreichen OAR und dem großen Anteil an vorgehaltenen items hält in der Gesetzgebung des Landes die Hochschulen dazu an, den Hochschulangehörigen die Zweitveröffentlichung auf Grundlage des Zweitveröffentlichungsrechts zu ermöglichen.¹⁸

Vor dem Hintergrund dieser aktuellen Entwicklungen fassen die nachstehenden Lessons learned die für die Betreiber von OAR relevanten Ergebnisse des Cenus 2014 zusammen:

Kernaussagen des 2014 Census in Bezug auf OAR betreibende Institutionen in Deutschland sind:

1. Universitäten sind die historischen Vorreiter im Aufbau von OAR in Deutschland.
2. Die meisten OAR in Deutschland werden von Universitäten betrieben.
3. Gleichzeitig betreiben weniger als die Hälfte aller Universitäten in Deutschland ein OAR.
4. Nur wenige deutsche Fachhochschulen betreiben ein OAR.
5. Fast alle items (Open-Access-Publikationen) in Deutschlands OAR werden von Universitäten sowie außeruniversitären Forschungseinrichtungen und Anderen vorgehalten, wobei Baden-Württemberg, Bayern und Nordrhein-Westfalen zusammen mehr als die Hälfte der items stellen.
6. OAR von Fachhochschulen sind hinsichtlich der Anzahl der items deutlich kleiner als OAR von Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen und Anderen.
7. Alle fachbezogenen OAR in Deutschland werden an Universitäten sowie außeruniversitären Forschungseinrichtungen und Anderen betrieben.

¹⁶Alle zum 2014 Census gehörigen Auswertungen sind als Referenz zum Datensatz unter doi:[10.5281/zenodo.10734](https://doi.org/10.5281/zenodo.10734) angegeben.

¹⁷Siehe: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Brandenburg Teil I, 2008.

¹⁸Gesetz über die Hochschulen in Baden-Württemberg, 2014.

8. Mehr als die Hälfte aller OAR in Deutschland werden mit der OAR-Software OPUS betrieben. Bei den zwischen 2012 und 2014 gezählten Software-Migrationen wechselten alle OAR von OPUS zu einer anderen Software-Lösung.
9. Ein Drittel aller deutschen OAR besitzt ein DINI-Zertifikat.
10. Nach über zehn Jahren Berliner Erklärung haben ein Drittel aller deutschen OAR-Betreiber diese auch unterzeichnet.

In Deutschland spielen Open-Access-Repositorien eine wichtige Rolle bei der Umsetzung und Förderung von Open Access. Die Betreiber von OAR müssen beständig auf wissenschaftspolitische Vorgaben, Anforderungen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sowie technische Neuerungen reagieren. Auf Grundlage des 2014 Census können Repositorienbetreiber Strategien zur Weiterentwicklung ihrer Dienste neu ausrichten und an die Bedürfnisse ihrer Institution anpassen. In diesem Sinne stellen die Daten des 2014 Census einen wertvollen Beitrag für die interne Evaluation und Verortung auch auf Landes- und Bundesebene dar, der den Blick auf den grünen Weg freimacht, der noch vor uns liegt.

Forschungsdaten

Forschungsdaten zum "2014 Census on Open Access Repositories in Germany, Austria and Switzerland" unter: [10.5281/zenodo.10734](https://doi.org/10.5281/zenodo.10734)

Danksagung

Unser herzlicher Dank für die gemeinsame Konzeptionierung und Durchführung des „2014 Census on Open Access Repositories in Germany, Austria and Switzerland“ gilt Dennis Zilleke (Computer- und Medienservice der HU Berlin), Marleen Burger, Anne Lepke, Thomas Mallick, Jessika Rücknagel, Stephanie van de Sandt und Lisa Theileis (Studierende am Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der HU Berlin) sowie Friedrich Summann (Universitätsbibliothek Bielefeld) für die Bereitstellung der BASE-Daten.

From the Snowden Files to the Snowden Commons: The Library as a Civic Hub

Snowden Commons

Vorbemerkung von Ben Kaden

Im Juli 2014 erschien im Online-Magazin “Berliner Gazette” ein programmatischer Aufruf des Herausgebers Krystian Woznicki: “Open the Snowden Files!” Anfang Dezember veröffentlichte die Frankfurter Allgemeine Zeitung ein Interview mit Glenn Greenwald, in dem dieser diese Öffnung ein Stück weit ankündigte:

FAZ: Snowdens Archiv wird öffentlich?

Greenwald: So ist es. Selbst wenn sich zehn Journalisten rund um die Uhr damit beschäftigen, können sie immer noch Dinge übersehen, die andere entdecken. Ich habe auch ein persönliches Motiv: Dieses Archiv lässt mich nicht los. Wenn ich an etwas anderem arbeite, habe ich immer ein schlechtes Gewissen und denke: Da gibt es noch etwas, von dem die Welt wissen sollte. (Greenwald, Schaer)

Nun wird der Konsultationsraum, den The Intercept in New York für eine Auseinandersetzung mit dem Snowden-Material bereitzustellen plant, nicht gerade eine Bibliothek sein. Entsprechend bleibt trotz dieser Bemühungen die Forderung Krystian Woznickis aktuell, der in seinem überaus intensiv rezipierten Beitrag unter anderem folgende Überlegung ins Spiel brachte:

Drittens müsste sichergestellt werden, dass die Dateien in einer Art und Weise zugänglich gemacht werden, die auch die Anonymität der User schützt. Man will brisante Dateien nicht auf dem persönlichen Computer haben, sondern in der Cloud, an einem öffentlich bekannten Ort, der einen gesicherten Zugang erlaubt. Doch wer soll die Dateien dann hosten? Ideal wäre eine öffentliche Institution, zum Beispiel eine Bibliothek. (Woznicki)

Dieses Ideal wirklich und produktiv zu adressieren war dann auch wenig überraschend ein Arbeitsschwerpunkt des ‚Publics in Peril‘-Tracks auf der Slow-Politics-Konferenz in Berlin im November 2014. Über gut zwei Tage erörterte eine kleine Gruppe von Akteuren mit unterschiedlichem Hintergrund die Idee, wie sich überhaupt eine Relation zwischen dem Snowden-Material und der Institution Bibliothek herstellen lässt. Neben einer kurzen Präsentation erster Ergebnisse und einer Podiumsdiskussion von Ben Kaden (LIBREAS) mit Geert Lovink (Institute of Network Cultures) zum Thema am Abschlusstag der Konferenz (vgl. Krempel, 2014) entstand eine Art Programmpapier, das wir an dieser Stelle gern dokumentieren. Die abgebildete Fassung ist eine durchgesehene Version des Textes aus der Ergebnisdokumentation zur SLOW POLITICS. Berliner Gazette Conference 2014.



Figure 1: Arbeit am Snowden-Papier. Andi Weiland | berlinergazette.de (CC by), <https://www.flickr.com/photos/berlinergazette/15759121896/>

Berliner Gazette: SLOW POLITICS. Berliner Gazette Conference 2014. Results: Projects & Documents. <http://berlinergazette.de/wp-content/uploads/Snowden-Commons.pdf>

Greenwald, Glenn; Schaer, Ursula: Und dann traf ich den Mann mit dem Zauberwürfel. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung / faz.net, 03.12.2014 <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/glenn-greenwald-erzaehlt-ueber-seine-arbeit-mit-edward-snowden-13300668.html>

Krempl, Stefan: Ruf nach Veröffentlichung der Snowden-Papiere wird lauter. In: heise.de, 16.11.2014, <http://www.heise.de/newsticker/meldung/Ruf-nach-Veroeffentlichung-der-Snowden-Papiere-wird-lauter-2457781.html>

Woznicki, Krystian: Open the Snowden Files! Das öffentliche Interesse am freien Zugang zu den Dokumenten der NSA-Gate. In: Berliner Gazette, 09.07.2014, <http://berlinergazette.de/open-the-snowden-files/>

From the Snowden Files to the Snowden Commons: The Library as a Civic

PART ONE: What's the problem?

- Citizen engagement in the “Post-Snowden” world
- From the right to privacy to participatory autonomy
- The library to the rescue
- Security: Theirs and ours

PART TWO: What do we propose?

PART ONE: What's the problem?

Citizen engagement in the “Post-Snowden” World

The massive disclosure of secret NSA documents by Edward Snowden has created an epochal opportunity for dialogue and debate, not only about the nature of state surveillance and the right to privacy in the digital age, but also about human rights and the future of democracy. We believe that the Snowden files represent a crucial part of the World Heritage of Contemporary Documentation: the essential texts citizens must have the right to access so they can fully participate in a democratic society, which is based on participatory and informed decision making. If this is, indeed, a “Post-Snowden” era, then we all must have the right to access the documents that initiated this new age.

Thus far, the Snowden files have inspired collaborations of experts, policy-makers, journalists, activists, artists and concerned citizens. We believe that these critical alliances demonstrate the potential of the Snowden files to mobilize a broad public engagement. New models of access and participation are needed. How can we support, build on and expand the existing initiatives to include the wider variety of people affected and concerned by these revelations and their implications, but who, at present, are not active?

Most citizens have difficulty imagining the scope of the problem and how it is affecting their lives and communities. It would be comfortable to assume that the reason that the population at large has not shown wide and sustained outrage after the Snowden revelations, has not engaged with the released documents, and has not acted upon them, is simply apathy, hopelessness and a sense of defeat and resignation. We insist that the underacknowledged reason for this situation is that we have inadequate public institutions for sharing this information in a way that makes it genuinely accessible and understandable to everyone, public institutions providing spaces for many forms of collaboration and mobilization for collective action.

Today, just a few people actually access and engage with the Snowden files, which are often confusing or inscrutable to non-specialists. For this reason, we propose a renewed role for the public library as a place to host not only the revealed files, but also organize, curate and care for them so as to make control over and effective use of publicly relevant information more tangible. In a democratic civic society, access to the contemporary document heritage is enshrined in the mission of libraries. Furthermore, the public library’s democratic potential as a safe and widely accessible space where people come together and exchange ideas can help us transform this dauntingly huge pool of data into tangible, public and actionable information. The public library thus assumes an active role of a platform where problems and solutions are recognized and articulated through the processes of citizen participation. The question why the revelations matter for each of us individually and for all of us collectively is then answered in a way that can lead to sustainable and concrete collective action.

From the right to privacy to participatory autonomy

So far, citizens have been trapped between two strategies for defending themselves from the forms of surveillance implied in the Snowden files, both of which tend to be difficult for common citizens to participate in because they require specialized technical or policy knowledge. On the

one hand, individuals have been encouraged to use new digital privacy tools and techniques to create a wall between themselves and the watchers (but is this a solution for everyone?).

On the other, some activists, organizations and human rights advocates have sought to compel governments to better protect citizens' rights through lobbying, legal action and constitutional challenges (but what to do when the government is the watcher?). But there is a third option, one that complements and supports the other two while creating something new. We must re-create public spaces where citizens can learn about the threat they face and come up with common, workable solutions: a place to deliberate not only about how we are affected as individuals, but also as a society and as communities, different communities being affected in different ways, and what multiple perspectives different people and different communities take on surveillance. In this way we can build a solid and sustained public dialogue about security, surveillance, privacy and autonomy.

We envision the public library as a space where social movements are structured through sharing interests, information, strategies, tactics and tools. We call upon librarians to facilitate the publics' reclamation of the information that impacts all of us.

Why? Because the "right to privacy" is not simply a personal matter of the individual; it is a societal challenge which requires society-level solutions. Further, human rights are not only something granted under constitutional and international law; they must be continuously demanded, negotiated, and constantly rebuilt from society's grassroots. For instance, while article 5 of the German Constitution guarantees the right of each person to "freely express and disseminate their opinions in speech, writing, and pictures and to inform themselves without hindrance from generally accessible sources", such a right must be activated by citizens to be meaningful, effective and transformative.

To confront the new powers of surveillance we need to think broadly about building "zones of autonomy": autonomy of the individual, autonomy for communities, autonomy for society. The principle of autonomy translates the ideal of privacy into concrete goals grounded in human rights.

Privacy and autonomy are essential components of a functional and vibrant democracy; without them critical citizenship is not possible. A library could be an autonomous zone proper, librarians its caretakers. We need to create and re-imagine public institutions to serve this purpose in the digital age, to make information widely accessible, truly common and operative.

The library to the rescue

Here is where the library comes in. In contrast to the variety of websites that now house the publicly-accessible documents in the Snowden files¹, and in contrast to journalism, which has its own set of institutional, editorial and financial pressures, the library provides:

- An open, free and accessible public institution for people to access and interpret the material, anonymously if they so choose
- A trusted public institution with a long history and legacy of protecting and advancing the right to information

¹vgl. die Sammlung bei cryptome.org: <http://cryptome.org/2013/11/snowden-tally.htm>

- A physical space for multiple, diverse communities to access a common space, to learn from one another, and to develop and share rich, collaborative tools for accessing particular topics of interest (e.g. indexing enables people to easily find information on a particular issue, visualizations allow for a better understanding of links)
- A venue where experts, activists and advocates who have advanced data skills and specialist knowledge can interact with concerned members of the public
- Institutional sustainability and long-term access to the documents into the future
- Public ownership over data, which ensures citizens are legally protected and that information can serve the public interest
- Qualified staff skilled in providing access to information, who can facilitate the contextualization and indexing of data, who can provide education, and who can support all different kinds of interaction with the material, for instance scholarly research
- A venue for experimentation, collaboration, creativity, possibility and concerted collective action.

Where, other than the library, could migrants come together with hackers, could poor people (who cannot afford computers or internet access) come together with journalists, could researchers come together with students? We envision the library as a unique and vital space where multiple communities and individuals can work together on shared concerns, with the support and facilitation of librarians and other staff. In any case, such hopes will depend on robust public financial support for public libraries, such that they can become the hubs of citizenship, political engagement and autonomy in our troubled but promising digital age.

Security: Theirs and ours

The issue of safe, secure and legal access to sensitive information is crucial. Both librarians and citizens should make full use of their fundamental right of access to information without fear of legal sanctions or surveillance. No one should be able to spy on them reading the files, which is a risk with the use of online documents. Libraries could provide for anonymous access to the Snowden files, with little or no traces and strong data protection safeguards.

Furthermore, libraries would provide a precedent for handling the type of information such as Snowden files and allow for testing the participatory approaches to interacting with it and preserving it. Thereby, a solid argument could be made for adopting a new model of future leaks: not in the hands of one or a few, but in hands of the public proper.

We see this as an important first step towards a culture of civic autonomy and responsible open data. What would it take to turn the library into an institution that could handle and make accessible a much wider variety of leaked and sensitive data? What would it mean to see the library as the hub for a democratic “civic intelligence” movement that puts both “big data” and tools of mining and engaging with it in the hands of the public? A public in power, not in peril.

PART TWO: What do we propose?

How can we best integrate the Snowden Files into the library to achieve the goals we have outlined here? Our answer may seem counter-intuitive in this digital age of immaterial data and online communications: we want to publish a book!

We intend to publish, in multiple volumes, the already-released Snowden Files, and we are asking libraries to purchase a copy. We see this book not only as an opportunity to maintain the documents for posterity; we also want the physical books themselves to catalyze community dialogue, debate and activism.

We understand ourselves both as creating a useful and important artifact and archive, but also as making an important intervention in the cultural and political climate of our times.

Why a physical book? There are a few reasons:

- It allows members of the public and researchers to safely, securely, privately and anonymously access the files in the library without fear of surveillance.
- It will allow current and future researchers and users to cite and reference the Snowden Files with more certainty than online sources provide.
- Many libraries are obligated to purchase new books, securing a wide distribution.
- It will secure the files as a physical record for future generations.
- Having multiple copies of the book distributed to thousands of libraries provides security against efforts by security services or others to destroy, tamper with or compromise the authenticity of the Snowden Files.
- It will allow wider access to the files, which, while they can be found online, are currently scattered across multiple websites and sometimes difficult to access.
- A comprehensive map of keywords and themes in the book to make the document navigable.
- The book format will allow for additional contextual, editorial and expository information to be published alongside the Files, rendering them more accessible to non-specialists.
- The Snowden Files are a crucial part of the World Heritage of Contemporary Documentation. As such, we see them as worthy of being honoured in a physical document.
- Though we live in a digital culture, we also recognize that books have long been a key medium of social debate and an artifact around which people gather.
- The book does not replace the online life of the Snowden Files, it augments and complements it.

But we see the publication and distribution of the book as only the first step. We have envisioned this book also as a catalyst or a material that librarians and other stakeholders can use to bring people together to debate, discuss and act on these key issues. As we move forward with publication, we will also be developing and suggesting a range of activities and uses.

These might include

- The publication of a regular (e.g. quarterly, biannually) complimentary periodical which would provide analysis, updates and supplementary material to elucidate and animate various aspects of the Snowden Files,
- A digital platform (or multiple digital platforms) to allow readers/users to share ideas, concerns, analysis, interpretations and disagreements –platforms that would allow users to communicate “in the margins” of the text and thereby connect their local issues to global problems,
- Materials so that citizens can form reading groups or study circles, and also to connect those groups locally, nationally and internationally,
- Invitations to create hackathons and public meetings to help index, interpret and respond to the leaks.

In short, we see the book and the library as a means to bring the digital world down to the local level, to demystify and democratize complex but important information, and to transform the Snowden Files into the Snowden Commons. “Commons” are resources shared by communities and which in turn help those communities sustain themselves; think of a river which provides food and water for a village, but that the village also cares for, cleans and watches over. The idea of the Snowden Commons implies that the data contained in the files is a shared resource through which we, as individuals and communities, gain agency and empowerment in a democratic society. But, because they are a commons, we must care for and maintain them, activate them and interpret them.

We see this project as one step in this direction.

WWC - WeberWorldCafé. Ein Interview

Gesche Schifferdecker

LIBREAS: Liebe Gesche Schifferdecker, Sie sind Referentin für Öffentlichkeitsarbeit mit dem Schwerpunkt Online-Kommunikation bei der Max Weber Stiftung, betreuen redaktionell zahlreiche Wissenschaftsblogs und organisieren zudem die Veranstaltungsreihe „WeberWorldCafé“.

Schwerpunkt Konzept und Ablauf

LIBREAS: Wie sind Sie mit diesem Veranstaltungsformat in Berührung gekommen? Und erschien es Ihnen gleich relevant für die Anwendung in der Max Weber Stiftung? Brauchte es besondere konzeptionelle Anpassungen?

Gesche Schifferdecker: Wir führen die WeberWorldCafés im Rahmen eines Verbundprojektes mit dem Forum Transregionale Studien durch, das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) gefördert wird. Die Idee hinter den WeberWorldCafés ist, neue, jüngere Zielgruppen aus SchülerInnen, Studierenden und Young Professionals zu erschließen, die gegebenenfalls nicht zu unseren Konferenzen, Paneldiskussionen oder Vorträgen kommen (würden). Deswegen haben wir das World Café als interaktives Format gewählt, das jüngere Menschen anspricht. Gleichzeitig geht es uns um die Internationalisierung der Geistes- und Sozialwissenschaften. Diese erreichen wir, indem wir WissenschaftlerInnen aus den Instituten der Max Weber Stiftung und Fellows des Forums mit anderen WissenschaftlerInnen, Studierenden und Laien aus der ganzen Welt in Deutschland zusammenbringen. Ein mögliches Veranstaltungsformat wäre hier aber auch zum Beispiel ein BarCamp gewesen. Konzeptionelle Anpassungen brauchten wir insofern, als dass beim World Café ursprünglich keine ExpertInnen vorgesehen sind. Wenn man allerdings zu wissenschaftlichen Themen arbeitet, ist es sinnvoll, WissenschaftlerInnen als sogenannte „TischgastgeberInnen“ einzuladen, die zumindest in die Thematik einführen und das Gespräch bei Bedarf lenken. Dabei ist es aber nicht das Ziel, dass die TischgastgeberInnen einen Vortrag halten. Alle GesprächsteilnehmerInnen sind gleichberechtigt und sollen sich in die Diskussion mit einbringen. Dies beinhaltet auch, dass zum Beispiel eine deutsche Politikprofessorin einer ukrainischen Bloggerin aufmerksam zuhört, und dass eine iranische Nachwuchsjournalistin einer Wissenschaftlerin, die im Libanon forscht, ihre persönliche Einschätzung zur Iran-Syrien-Achse darlegt. Allerdings haben wir die Erfahrung gemacht, dass die TeilnehmerInnen anfangs recht schüchtern und deswegen dankbar sind, wenn eine Expertin bzw. ein Experte das Gespräch beginnt.

LIBREAS: Wie wählen Sie Experten für Ihr WeberWorldCafé (WWC) aus? Wer gilt dabei als Experte?



Abbildung 1: WeberWorldCafé 2014

Gesche Schifferdecker: Wer als ExpertIn gilt, hängt stark vom Thema ab. Beim ersten WeberWorld-Café zum Thema „Bürger, Blogger, Botschafter: Neue Medien und Akteure in der Diplomatie des 21. Jahrhunderts“ (<http://trafo.hypotheses.org/738>) ging es uns zum Beispiel darum, nicht nur mit Politik- und MedienwissenschaftlerInnen sowie mit HistorikerInnen zu diskutieren, sondern auch die Perspektive der praktischen Diplomatie abzubilden. Deswegen haben wir einen ägyptischen Blogger, einen Vertreter der Deutschen Welle und einen des Goethe-Instituts und die Leiterin des „Diplomatenkollegs“ für nichtdeutsche Diplomaten im Auswärtigen Amt eingeladen. Es war eine bunte Mischung. Vor dem Hintergrund, dass die WeberWorldCafés im Rahmen unseres Verbundprojekts mit dem Forum Transregionale Studien durchgeführt werden, ist es uns natürlich auch wichtig, WissenschaftlerInnen aus den Auslandsinstituten der Max Weber Stiftung und Fellows des Forums als TischgastgeberInnen miteinzubeziehen, die zu bestimmten Schwerpunkten arbeiten, und diese zusammenzubringen. Diese Prämissen beeinflusst auch die Themenwahl. Weiterhin achten wir darauf, hauptsächlich NachwuchswissenschaftlerInnen auszuwählen – zum einen vor dem Hintergrund, dass die Förderung des akademischen Nachwuchses zu den wichtigsten Zielen des Verbundprojektes der Max Weber Stiftung und des Forum Transregionale Studien gehört, und zum anderen, weil jüngere WissenschaftlerInnen häufig offener für neue, interaktive Formate sind. Trotzdem ist eine der ersten Fragen der TischgastgeberInnen meistens, ob sie ein Paper oder eine Präsentation vorbereiten sollen. Wenn sie dann erfahren, dass es „nur“ um den Wissensaustausch und die Diskussion vor Ort geht, ist die Verwunderung groß. Diese Reaktion zeigt, wie stark bereits NachwuchswissenschaftlerInnen in den klassischen Veranstaltungs- und Publikationsstrukturen verhaftet sind. Viele haben auch besonderen Respekt vor dem direkten Kontakt mit fachfremdem Publikum – aber niemand hat bis jetzt wegen des Formats nicht teilnehmen wollen. Vielmehr haben mir einige TischgastgeberInnen gesagt, dass sie gerade wegen dieser neuen Herausforderung zugesagt hätten.

LIBREAS: Wie geht das WWC mit den Resultaten um? Gab es bei den vergangenen Veranstaltungen Nachbereitungen und wenn ja welcher Art? Welche Folgeprojekte, -diskussionen oder -sichtweisen kamen eventuell zustande?

Gesche Schifferdecker: Sinn und Zweck des WeberWorldCafés ist eigentlich der Workshop an sich, das heißt der Austausch vor Ort. Allerdings hat es uns, als wir das erste WeberWorld-Café planten, nicht gefallen, dass das Format nicht vorsieht, dass die Resultate der Diskussionen veröffentlicht werden. So haben wir uns entschlossen, über Twitter und unsere verschiedenen Blogs sogenannte „Science-ReporterInnen“ zu suchen, deren originäre Aufgabe es ist, die Diskussionen, Prozesse und Ergebnisse der Tische zusammenzufassen und eine Art Reportage

darüber zu schreiben. Diese Beiträge werden dann entweder auf den Blogs der ReporterInnen oder auf unserem WWC-Blog veröffentlicht (zum Beispiel <http://wwc.hypotheses.org/187> und <http://wwc.hypotheses.org/498>). Zur Nachbereitung gehörte auch jeweils ein Twitter-Storify, mit dessen Hilfe die punktuellen Eindrücke der Twitter-affinen TeilnehmerInnen über einen Hashtag nachvollzogen werden konnten.

Ebenso wichtig wie die Nachbereitung finde ich aber auch die Vorbereitung der Events, die wir über unser WWC-Blog (<http://wwc.hypotheses.org/>) intensiv betreiben: Wir führen Interviews mit einigen TischgastgeberInnen und stellen diese vor, posten thematisch passende Beiträge und geben Tipps zur Vorbereitung der WeberWorldCafés. Auf dem Blog findet demzufolge auch eine umfang- und facettenreiche Veranstaltungsdokumentation statt.

LIBREAS: WorldCafés eignen sich ja eher für breitere Themen, so Ihre These in Ihrem Artikel in der MusErMeKu (<http://musermeku.hypotheses.org/1781>). Bei dem jüngsten WeberWorld-Café im September haben Sie den Themenkreis spezifiziert. Hat sich das WorldCafé trotzdem geeignet oder stößt es bei einem konkreteren Thema eher auf seine Grenzen?

Gesche Schifferdecker: Die Planung unseres WeberWorldCafés im September 2014 zum Thema „Narrating the First World War – Experiences and Reports from Transregional Perspectives“ (<http://wwc.hypotheses.org/302>) war tatsächlich eine Herausforderung! Wir haben uns gefragt: Welche Fragen hat unsere Zielgruppe an den Ersten Weltkrieg? Welche Perspektiven sind interessant und wurden im öffentlichen Diskurs noch kaum beachtet? Was sagt der Erste Weltkrieg jungen Menschen heute? Wie kann er erfahrbar gemacht werden? Unser Vorteil war, dass der Erste Weltkrieg bisher hauptsächlich in nationalen Kontexten dargestellt und diskutiert worden ist. Insofern war unser Ansatz, über die regionalen Tische quasi einen „Weltblick“ zu ermöglichen, innovativ und für unser WWC-Format, bei dem es vier Runden gibt und nach etwa 25 Minuten die Tische gewechselt werden müssen, durchaus geeignet. Intensiv beschäftigt hat uns allerdings die Frage, wie wir einen Diskurs zwischen WissenschaftlerInnen aus der ganzen Welt, die zu unterschiedlichen Regionen und zu unterschiedlichen Perspektiven auf den Ersten Weltkrieg forschen, und Laien initiieren können. Gleichzeitig haben wir damit gerechnet, dass zusätzlich zu den interessierten fachfremden TeilnehmerInnen auch zahlreiche HistorikerInnen, die zum Ersten Weltkrieg forschen, am WeberWorldCafé teilnehmen werden. Wie sollte man diese sehr unterschiedlichen Erfahrungshorizonte und Kenntnisse nun unter einen Hut bekommen? Im Rahmen dieser Überlegungen kam uns dann die Idee, an den Tischen mit Quellen, das heißt Briefen, Fotos, Landkarten, Zeitzeugenberichten et cetera zu arbeiten, mit dem Ziel, den Ersten Weltkrieg „erfahrbar“ zu machen. Gleichzeitig bot das WeberWorldCafé allen TeilnehmerInnen die Möglichkeit, Fragen jeglicher Art zu stellen, die man zum Beispiel nach einem Vortrag niemals stellen würde. Diese Chance haben alle TeilnehmerInnen, ob Mathematik- oder Architekturstudent, Kuratorin, Doktorandin der Geschichtswissenschaft oder Stiftungsmitarbeiterin, genutzt. Und so wurden auch die WissenschaftlerInnen, die seit vielen Jahren zum Ersten Weltkrieg forschen, durch die Fragen der TeilnehmerInnen und deren an anderen Tischen gewonnenen Perspektiven auf andere Regionen mit neuen Blickwinkeln konfrontiert. Ein Beispiel hierfür ist: Die Gründe, warum die ostafrikanischen Askari für das Deutsche Reich in den Krieg zogen, waren andere als jene der australischen Aborigines. Der Umgang mit den Ureinwohnern nach dem Krieg allerdings war in Ostafrika und Australien sehr ähnlich. Damit hatten sich bis dahin weder die Tischgastgeber des Afrika-Tischs noch die Wissenschaftlerin, die über Australiens Rolle im Ersten Weltkrieg forscht, auseinandergesetzt.

Schwerpunkt Kreativität und Dialog

LIBREAS: Wodurch kann die Kreativität, die, wie Sie in Ihrem Artikel in der MusErMeKu schreiben, unerwartete Perspektiven eröffnet und zu erstaunlichen Verbindungen führt, gefördert werden? Und warum ist kreatives Denken so wichtig für den eigentlich ja sehr formalisiert ablaufenden wissenschaftlichen Diskurs?

Gesche Schifferdecker: Die Perspektiven sind in erster Linie unerwartet, weil die TeilnehmerInnen bisher nicht ausgesucht wurden, sondern sich bei beiden WeberWorldCafé jeweils anders zusammensetzen. So kommen unterschiedliche Disziplinen zusammen, unterschiedliche berufliche Hintergründe, unterschiedliche Generationen – denn obwohl das WWC zwar eine jüngere Zielgruppe hat, schließen wir andere Interessierte natürlich nicht aus. Gefördert werden die Austauschprozesse durch das Format, das alle Beteiligten quasi zwingt, mitzudenken und sich einzubringen. Für die TischgastgeberInnen bedeutet das, „outside of the box“ zu denken, mit Menschen konfrontiert zu werden, die ihnen Fragen stellen, die sie von den FachkollegInnen nicht gefragt werden.



Abbildung 2: WeberWorldCafé 2014

LIBREAS: Könnte das WeberWorldCafé die Funktion einer bisherigen Konferenz als Austauschformat in der Wissenschaftskommunikation maßgeblich ergänzen oder sogar ablösen?

Gesche Schifferdecker: Nein, das glaube ich nicht und das würde ich mir auch nicht wünschen. Ich finde es wichtig, dass verschiedene Formate nebeneinander existieren. Die Konferenz dient eher dem wissenschaftlichen Austausch mit KollegInnen, während es bei den WeberWorldCafés um einen Dialog mit einem sehr unterschiedlich zusammengesetzten Publikum geht. Hinzu kommt, dass die TischgastgeberInnen an ihren Tischen bleiben und sich dementsprechend mit den anderen ExpertInnen während des Cafés nicht austauschen. Man kann die Formate deshalb nicht miteinander vergleichen.

Schwerpunkt Anwendung

LIBREAS: Welchen Stellenwert hat das WeberWorldCafé bereits für den Diskurs innerhalb der Geschichtswissenschaft oder Geisteswissenschaften?

Gesche Schifferdecker: Während das Format zum Beispiel im Bereich der Weiterbildungsbranche schon fast ein „alter Hut“ ist, ist es für die meisten Geistes- und Sozialwissenschaftler neu. Aber

einige der TeilnehmerInnen waren sehr angetan und planen, World Cafés auch innerhalb ihrer Organisationen durchzuführen. Im Bereich der Geschichtswissenschaft fände ich dies besonders reizvoll, da das WeberWorldCafé durch den interdisziplinären und transregionalen Austausch die Möglichkeit bietet, bestimmte Ereignisse mit dem Ansatz der sogenannten „*Histoire croisée*“ zu betrachten, also aus dem Blickwinkel einer multiperspektivischen transnationalen Geschichtsschreibung. Ich bin gespannt, ob sich dieses Format etablieren wird.

LIBREAS: Wenn andere Disziplinen ein solches Veranstaltungsformat organisieren wollten, welchen Rat würden Sie geben, worauf besonders bei der Vorbereitung geachtet werden müsste?

Gesche Schifferdecker: Ich kann nicht beurteilen, ob sich das World Café als Format überhaupt für alle Wissenschaftsdisziplinen eignet. Ich kenne die Kommunikationsstrukturen in einigen Fächern nicht, beispielsweise in der Mathematik oder in der Computerlinguistik. In den Geistes- und Sozialwissenschaften sowie den Rechts- und Lebenswissenschaften – also in allen Disziplinen, in denen über Fakten hinaus verschiedene Sichtweisen ausgetauscht werden – ist es aber sicherlich sinnvoll, World Cafés zu veranstalten. Man könnte diese in unserem Stil, das heißt mit ExpertInnen als TischgastgeberInnen organisieren, aber auch beispielsweise Studierende eines Fachs oder DoktorandInnen zu einem spezifischen Thema miteinander in einen Dialog bringen, ohne dass es eine Person am Tisch gibt, die „mehr weiß“ als die anderen und auf dieser Basis das Gespräch gegebenenfalls leicht steuert. Wenn man allerdings ExpertInnen einlädt, sollten diese kommunikativ und offen sein für diese besondere Art des Austauschs. Uns hat es sehr geholfen, gemeinsam mit den TischgastgeberInnen Erwartungen zu formulieren und sich die Gesprächssituation zu vergegenwärtigen. Das WeberWorldCafé ist nämlich der Atmosphäre in einem Uni-Seminar gar nicht so unähnlich – abgesehen davon, dass die Runde kleiner und damit exklusiver ist und sich die TeilnehmerInnen auf Augenhöhe austauschen sollen. Hinzu kommt, dass sich die Zusammensetzung der GesprächspartnerInnen nach 25 Minuten ändert – dafür kann man aber auch, im Gegensatz zur Uni, davon ausgehen, dass alle Beteiligten ein reges Interesse am Thema haben, weil es für sie relevant ist. Diese Relevanz zu gewährleisten liegt zum einen in der Hand derjenigen, die das jeweilige Veranstaltungskonzept erarbeiten, hängt aber auch davon ab, wen man einlädt. Sinnvoll ist es auch, sich als Organisationsteam übergeordnete Fragestellungen zu überlegen, die dann an den Tischen aus verschiedenen Blickwinkeln besprochen werden können. Und wenn man all diese Punkte bedacht hat, gilt es, die Kontrolle abzugeben, und die kreativen Gesprächsprozesse an den Tischen entstehen zu lassen. Ohne zu wissen, wohin diese führen.

LIBREAS: Herzlichen Dank für den Einblick in ein spannendes Format zum wissenschaftlichen Austausch und viel Erfolg bei den zukünftigen WWCs.

Gesche Schifferdecker ist Referentin für Öffentlichkeitsarbeit mit dem Schwerpunkt Onlinekommunikation in der Max Weber Stiftung. Sie ist Redakteurin verschiedener wissenschaftlicher Blogs, unter anderem <http://trafo.hypotheses.org> und <http://wwc.hypotheses.org> und organisiert im Rahmen eines Verbundprojekts mit dem Forum Transregionale Studien die WeberWorldCafés.

**Queer as Archive. Rezension zu: Alana Kumbier
(2014): Ephemeral Material - Queering the Archive.
(Gender and Sexuality in Information Studies ; 5).
Sacramento, CA : Litwin Books**

Karsten Schuld

Ephemeral Material ist eine Reflexion über die Möglichkeiten und vor allem die Bedeutungen von archivalischen und bibliothekarischen Tätigkeiten für und über Subkulturen an Schnittstellen zwischen Selbstorganisation, Kunstprojekten und Institutionen.

Die im Mittelpunkt stehende Subkultur ist die der Drag Kings und Queens im US-amerikanischen Kontext, insbesondere in und um New Orleans; der Anspruch des Buches geht über diese Subkultur hinaus. An allen im Buch beschriebenen Unternehmungen ist oder war die Autorin aktiv beteiligt. Sie greift also auf Insiderwissen zurück, welches so selbstverständlich durch diese Perspektive geprägt ist. Dabei nimmt sie aber mehrere Rollen ein. Sie war Teil der Drag-Subkultur in New Orleans, ist akademisch ausgebildete Bibliothekarin, die jetzt auch in einer Bibliothek arbeitet. Sie ist mit Personen mit ähnlicher Biographie vernetzt und nimmt weiterhin teil an Projekten der Subkultur. Es ist dabei anzumerken, dass in dieser Subkultur eine aktive Teilnahme – also nicht nur als Zuschauende, sondern auch als Person, die in Bands auftritt, in Projekten mitarbeitet, in kleinen Publikation schreibt und so weiter – die Normalität darstellt.

In der Drag-Subkultur geht es bekanntlich immer um das Performen, Leben und gleichzeitige Hinterfragen von Geschlecht und Geschlechterrollen. Es ist eine Subkultur, die per se eine politische Position einnimmt, auch wenn die Beteiligten das nicht unbedingt immer wollen. Alana Kumbier nimmt dieses kritische Potential im Titel und Vorwort des Buches als Anspruch auf. Sie will die dominierenden Diskurse im Archiv- und Bibliotheksreich durchschreiten, das heißt nicht unbedingt direkt angreifen und widerlegen, sondern aus unerwarteten Positionen heraus hinterfragen und verändern. Für solche Vorhaben hat sich der Begriff des durchqueerens – inklusive des Adjektivs queer – etabliert. Dieses Vorhaben ist übereinstimmend mit dem Anspruch der Subkultur, aber auch der akademischen Debatte um Queerness. Grundsätzlich aber sind die Einsichten des Buches für andere Subkulturen sowie archivalische und bibliothekarische Projekte für sie oder in ihnen ebenso relevant. Dies gilt nicht nur für Subkulturen, deren Ästhetik und Anspruch der Drag-Subkultur ähnlich ist, wie Riot Grrrl, anderen feministischen oder schwulesischen Subkulturen oder unterschiedlichen Punk-Subkulturen. Auch Subkulturen, die sich um andere Ausdrucksformen – zum Beispiel Graffiti –, andere Themen – zum Beispiel Trekkies oder Live Action Role Players – oder politische Inhalte – zum Beispiel Antifaschismus oder Antirassismus – gruppieren, werden ähnlich funktionieren. Hierin liegt aber auch der Vorteil des Buches für die gesamte Debatte im Bibliotheks- und Archivbereich. Eine Subkultur, die zudem

sehr sichtbar ist, wenn Sie sich bemerkbar macht, wird als Beispiel für Fragen genutzt, die sich auch für andere Subkulturen stellen. Ob der Anspruch der Queerness eingehalten wird, ist in dieser Leseweise eine Frage, die berechtigt ist, aber sich für Bibliotheken und Archive weniger stellt.

0.0.1 Die Einrichtung ist für die Community da

Hauptargument des Buches ist, dass Community-Archives – die sehr unterschiedliche Formen annehmen und nicht unbedingt immer nach Bibliothek oder Archiv zu unterteilen sind – für die jeweilige Community Funktionen übernehmen, insbesondere die Identität der Community und die eigene Geschichtsschreibung unterstützen und gleichzeitig als soziale Zentren selbiger funktionieren können – aber gleichzeitig nicht unbedingt wie Bibliotheken oder Archive funktionieren müssen, oft sogar übliche bibliothekarische und archivalische Tätigkeiten, Ziele und Standards negieren. Zudem wird den Community-Archives von der Autorin eine pädagogische Funktion zugeschrieben, die in erster Linie in die Community hinein wirkt und zum Beispiel das Verständnis der Geschichte der Subkultur mitsamt ihren Debatten und sich ändernden Strukturen vermittelt, und erst in zweiter Linie aus der Subkultur heraus. Dieses Argument wird, wie schon bemerkt, vor allem aus der persönlichen Erfahrung der Autorin entfaltet, aber mit Rückgriff auf breitere Literatur über ähnliche Projekte.

Dabei wird den Community-Archives eine direkte Verbindung zu den politischen Zielen der jeweiligen Community zugeschrieben, was sie aber gleichzeitig davon abhängig macht:

Without community support and involvement, the archives wouldn't grow, necessary work wouldn't be accomplished, and the archives wouldn't reflect the constituencies and experiences they seek to document. In this way, these archival projects align with other queer projects, to transform dominant, oppressive social and political orders. (Kumbier 2014, S. 8)

Though grassroots archives may lack financial and labor resources, they posses an important resource that conventional archives often don't have – that of community knowledge. (Kumbier 2014, S. 27)

Das Buch besteht aus zwei Teilen. Im ersten bespricht die Autorin anhand von zwei Filmen das Bild des Archivs aus jeweils sehr spezifischen Blickwinkeln, um die Grenzen von Archiven auszuloten. Im zweiten Teil widmet sie sich anhand von Projekten, an denen sie selber beteiligt war, der Beziehung von Community und Community-Archives.

Der erste Film stellt, anhand einer Suche nach einer fiktiven afroamerikanischen, lesbischen Schauspielerin der 1920er bis 1940er Jahre einerseits die Konstruktion von Geschichte als counter-narrative dar – in dem Sinne, dass es die gesuchte Schauspielerin nie gab, dass aber die Möglichkeit einer Konstruktion derer Geschichte schon einen Diskursraum eröffnet. Andererseits gibt sie einen satirischen Einblick in feministische und andere Community-Archives. Auch der zweite Film verhandelt die Konstruktion von unterschiedlichen Geschichten. Hier die einer kleinstwüchsigen Jüdin, die das KZ überlebte und heute ein anderes Bild von Josef Mengele vertritt, als ihre Bekannte, die als Historikerin auf die Suche nach einem Film geht, welchen Mengele von der Familie der Jüdin angefertigt hatte. Dieser Film soll auf Wunsch der KZ-Überlebenden

vernichtet werden, da er die gesamte Familie als Untersuchungsobjekte präsentiert. Im dazugehörigen Dokumentarfilm wird die Recherche nach diesem Film inklusive der Kommunikation zwischen Forschender und Überlebender gezeigt, die sich ebenfalls beständig um Fragen der Konstruktion von Geschichte und Identität dreht. Gleichzeitig bleiben, auch da der Film nicht gefunden wird, Hauptfragen offen. Darf solch ein Dokument zerstört werden? Wer bestimmt dann über wessen Geschichte, wenn über diese Frage entschieden wird? Dass die Forschende selber anders befähigt ist und die Archive nur mithilfe Ihres Assistenzteams nutzen kann, eröffnet eine weitere Ebene, da der Dokumentarfilm zeigt, wie sehr die Archive auf „normale“ Forschende hin eingerichtet sind und in gewisser Weise ausschliessend wirken.

Beide Filme und die Diskussionen derselben durch Kumbier bewegen sich erkennbar im Rahmen postmoderner Theorien. Geschichte wird zum Beispiel als verhandelbar begriffen, als Ergebnis von Interpretationen, Kämpfen, Deutungen und Erzählungen. Mit der Akzeptanz dieser Theorien ändern sich auch die Bedingungen und Aufgaben der genutzten Archive und Bibliotheken. Sie werden Teil dieser Verhandlungen von Geschichte und Erzählungen. Insoweit ist es konsequent, wenn die Autorin eine Bedeutung der Archive und Bibliotheken bei der Konstitution von Subkulturen ableitet.

Dabei ist diese Bedeutung gegenseitig. Funktionierende Community-Archives existieren für die Community und tragen zu ihr bei, funktionieren aber auch nur durch die Community, welche sie grösstenteils am Leben erhalten. Solche Bibliotheken und Archive sind, so Kumbier, immer ein „work of love“, also ein Ort freiwilligen Engagements, das von Spenden im Sinne von Arbeitszeit, Geld und Objektiven lebt. Sie haben einen immateriellen Wert für die Communities, sammeln dafür aber auch vieles, was in traditionellen Bibliotheken und Archiven nicht gesammelt wird, sondern nur durch die Bedeutung für die jeweilige Community selber – im Buch am Beispiel von Kostümen von Drag-Artists besprochen – relevant werden. Oft ist es zudem schwierig, die jeweiligen Einrichtungen als Bibliothek oder Archiv zu beschreiben. Zumeist weisen sie Eigenheiten beider Formen von Informationseinrichtungen auf und gehen über sie hinaus.

0.0.2 Archiving Drag

Im zweiten Teil des Buches diskutiert die Autorin eingehend unterschiedliche Projekte, die sich alle um die Dokumentation der Drag-Subkultur im Süden der USA, insbesondere seit Mitte der 1990er Jahre, bemühten. Wie schon erwähnt ist diese Setzung durch die Biographie der Autorin bestimmt, die in dieser Zeit Teil jener Subkultur wurde, während sie in New Orleans studierte.

Das erste Projekt scheiterte. Es wurde von einer interessierten Bibliothekarin an einer der lokalen Universitäten – die ebenfalls in der Subkultur engagiert ist – und der Autorin gestartet und sollte die Drag-Subkultur mithilfe der Subkultur selber sammeln. Angesiedelt war das Projekt an der Universitätsbibliothek, die einen Auftrag zur Sammlung von Materialien von Kulturen und Subkulturen ihrer Umgebung hat. Insoweit war eine institutionelle Anbindung gegeben. Gleichzeitig handelte es sich bei den Initiatorinnen um Aktivistinnen, die für und mit der Subkultur zusammen eine Sammlung gestalten wollten. Sie griffen zum Beispiel darauf zurück, szenetypische Flyer für das Projekt an szenetypischen Orten zu verteilen. Ihr Versuch lief aber ins Leere. Nur wenige Objekte wurden gesammelt, nur wenige Interviews – die Teil der Sammlung werden sollten – konnten geführt werden. In der Reflexion dieses Scheiterns stellt die Autorin die These auf, dass zwar ihre Mitaktivistin und sie das Gefühl hatten, es wäre notwendig, die

Geschichte der Drag-Subkultur der Umgebung zu erhalten, aber dieses Gefühl nicht von dieser Community geteilt wurde. Gleichzeitig bemerkte sie, dass in der Szene selber die Idee hinter dem Projekt nie richtig klar wurde, egal, wie viele Flyer verteilt wurden.

Ein weiteres gescheitertes Projekt stellte die Dokumentation des International Drag King Community Extravaganza dar. Dieses jährliche, je ein Wochenende dauernde Treffen der Drag-Subkultur mit politischen und kulturellen Veranstaltungen startete 1999 in New Orleans und wanderte anschliessend über den nordamerikanischen Kontinent. Kumbier war seit dem zweiten Extravaganza aktiv beteiligt und versuchte mehrfach anzuregen, dass diese Veranstaltungen dokumentiert werden. Es gab von ihr und anderen Versuche, dies über Aufrufe für Sammlungen, über ein Blog und ein Buchprojekt zu realisieren, die allesamt wenig Rücklauf erhielten. Dies führte die Autorin auch auf die Struktur der Veranstaltung zurück: Eine lokale Vorbereitungsgruppe organisiert ohne grosse Anleitung oder Unterstützung, zumal ohne wirkliche materiellen Mittel, ein internationales Treffen für mehrere hundert Personen und ist offenbar anschliessend nicht mehr gewillt oder in der Lage, für eine Dokumentation zu sorgen. Gleichzeitig aber betont die Autorin, dass wieder die Szene selber nicht unbedingt die Notwendigkeit verspürte, die Geschichte dieser Veranstaltung zu überliefern.

Beim achten Extravaganza führte die Autorin einen Workshop im Rahmen der Veranstaltung durch, bei dem es sich darum drehte, überhaupt die Idee einer solchen Dokumentation anzuregen. Dieser Workshop – dem weitere folgten – war erfolgreich. Ein wechselndes Team erstellte in den darauf folgenden Extravaganzen Sammlungen, Ausstellungen und Fanzines. Diese Sammlung wird privat gelagert – etwas, was für institutionalisierte Archive und Bibliotheken undenkbar wäre. Aber sie wird von der Community gepflegt und rezipiert.

Basierend auf dieser Erfahrung stellt die Autorin vier mehr oder minder genaue Grundregeln für Community-Archives auf:

1. advocate for archives, das heisst, dass den jeweiligen Communities vermittelt wird, welchen Sinn eine Sammlung haben kann,
2. ask the community instead of assuming, sowohl dazu, ob sie eine Sammlung sinnvoll finden würde, als auch welche Form von Sammlung mit welchen Inhalten und Aufgaben,
3. lässt die Aktiven selber entscheiden, was gesammelt und dokumentiert werden soll, dies motiviert die Selbstdokumentation und
4. ermöglicht die direkte Mitarbeit.

Auch bei dieser Liste wird ersichtlich, dass die Community-Archives anders funktionieren, als herkömmliche.

Zwei weitere Projekte, über welche die Autorin berichtet, waren direkt im ersten Anlauf erfolgreich. Das erste war eine Performance, in der eine gut vernetzte Aktivistin der Drag-Szene zwei Tage lang alle Menschen, die vorbei kamen – zumeist solche, die mit ihr irgendwie bekannt waren – an den Wänden einer Galerie die Photos ihres Lebens ordnen liess, sowohl chronologisch als auch thematisch. Diese gemeinsame Arbeit erstellte eine temporäre Sammlung, die selbstverständlich nur durch die Kontextualisierung durch die Anwesenden Sinn erhielt. Für Kumbier ist dies ein Teil der Arbeit von Community-Archives. Obwohl tendenziell schneller vergänglich als herkömmliche Einrichtungen, stellen sie doch einen zentralen Ort für die Beteiligten dar.

Beim zweiten Projekt handelt es sich um das Queer Zine Archive Project, ein privat getragenes und finanziertes Projekt zur Sammlung, Katalogisierung und Digitalisierung von Fanzines – selbstpublizierter Hefte von Aktivistinnen und Aktivisten in Kleinstauflage und oft mit Do it yourself-Ästhetik –, die sich in irgendeiner Weise als Queer verstehen. Fanzines sind qua ihrer prekären Existenz – immer abhängig von der Lust und dem Möglichkeiten der Herausgegenden, meist einer Person – davon bedroht, zu verschwinden. Durch die Archivierung derselben wird es möglich, die Geschichte der queeren Subkulturen besser nachzuvollziehen. Interessanter als dieser Einblick in die Subkultur ist an dem Projekt allerdings die Struktur im Hintergrund. Das Projekt ist in einem Raum einer Privatwohnung angesiedelt, wird vom dort lebenden Paar und einigen weiteren Aktivistinnen und Aktivisten betreut. Hauptentscheidungsort sind gemeinsame Abendessen. Es lässt Praktikantinnen und Praktikanten bei sich arbeiten. Gleichzeitig lässt es, zumindest vom Anspruch her, die Publizierenden der Fanzines selber entscheiden, wie die einzelnen Zines erinnert werden sollen. Ein Teil der Metadaten zu den Digitalisaten werden von den Publizierenden erstellt, ebenso entscheiden diese, ob ihr Zine als queeres Zine gilt oder nicht. Insoweit reflektiert das Projekt auch die Szene selber: Prekär, abhängig von „work of love“, gleichzeitig aber auch immer wieder integrierend.

0.0.3 Queering the archive?

Das Buch ist in seiner biographischen Offenheit interessant. Wer jemals länger Teil einer Subkultur gewesen ist, wird vieles wiedererkennen. Allerdings ist die Autorin mit dem Anspruch angetreten, die Grenzen und Regeln der herkömmlichen Archive und Bibliotheken zu „queeren“. Es stellt sich die Frage, ob ihr das gelungen ist. In gewisser Weise liest sich das Buch wie ein Hinweis darauf, was herkömmliche Einrichtungen anders machen können, wenn sie sich auf Subkulturen einlassen wollen. Es zeigt auch, warum bestimmte Projekte mit Subkulturen scheitern. Grundsätzlich scheint es zu einer grösseren Empathie aufzurufen und argumentiert dafür, die Grundannahmen postmoderner Theorien als Folie für das Verstehen von Community-Archives zu nutzen.

Aber ist das queer? Es ist eher postmodern, wobei es richtig ist, dass postmoderne Theoriebildung zumeist anhand von queeren Subkulturen, wie auch die Drag-Subkultur, betrieben wird, auch weil diese Kulturen an den Rändern von vorgeblich festen Kategorien wie dem Geschlecht angesiedelt sind.

Bedeutsamer ist vielleicht, dass die Autorin für einen anderen Umgang mit Subkulturen und ihren Sammlungen, Archiven, Bibliotheken argumentiert. Solange eine Subkultur eine Einrichtung dieser Art benötigt, wird sie sie offenbar selber schaffen und erhalten. Dann erfüllt sie für die Subkultur wichtige Funktionen. Manchmal hört dieser Zustand auf, weil Subkulturen verschwinden, sich entwickeln, andere Interessen ausprägen. Dann können (herkömmliche) Archive und Bibliotheken gefragt sein, solche Sammlungen zu übernehmen. Dies widerspricht in gewisser Weise dem gängigen Selbstbild von Archiven und Bibliotheken. Ob es dafür der Drag-Subkultur als Beispiel benötigt hätte, wird nicht ersichtlich. Gewiss hätte eine solche Argumentation auch anhand anderer Subkulturen vorgebracht werden können, wobei selbstverständlich die angebrachten Beispiele im zweiten Teil eine gute Argumentationsbasis bieten, insbesondere weil sich die Autorin nicht scheut, das Scheitern von Projekten einzugehen und zu reflektieren.

Am Ende des Buches steht das Gefühl, dass es inhaltlich vor allem um das Verstören des herkömmlichen Selbstverständnisses von Archiven und Bibliotheken geht – etwas, dass die Entwicklung der Archiv- und Bibliothekswesen vorantreiben kann.

Dr. Karsten Schuld is a research fellow at the Swiss Institute of Information Science at the University of Applied Sciences in Chur and editor of LIBREAS. Library Ideas. Both live and work in Berlin, Chur, Geneva and Lausanne.

Konzepte für den Gegenwartsdiskurs. Heute: Linguistic Capitalism

Ben Kaden

Die natürliche Sprache wird sich in einer Sprachwelt, die von Interaktionen mit sprachverarbeitenden Systemen wie den Diensten von Google geprägt ist, verändern. Diese Idee eines durch digitales Kommunizieren eintretenden Wandels im Sprachgebrauch allein dürfte nicht sonderlich überraschen. Es überrascht vielleicht eher, wie wenig bewusst wir in der Regel damit und den Bedingungen dieses möglichen Wandels umgehen. Andererseits gibt es selbstverständlich Akteure, die in diesem Zusammenhang sehr elaboriert agieren und wenig überraschend unter diesen auch genau diejenigen, die unser Texthandeln im Digitalen als Basis ihrer Geschäftsidee verwenden.

Der Digital Humanist Frederic Kaplan reflektiert in einem aktuellen Aufsatz (Kaplan, 2014) darüber und über die möglichen Auswirkungen algorithmenbasierter Sprachvermittlung und -gestaltung. Er plädiert für eine intensivere Auseinandersetzung mit solchen Veränderungsprozessen. Dabei verhandelt er zwei miteinander verwobene Phänomene. Das erste betrifft die digitale Verwandlung von Wörtern beziehungsweise Wortketten in eine Warenform, wie sie den Kern von Googles Geschäftsmodell in einer „global linguistic economy“ darstellt. Eine klassische Bezeichnung dafür ist: Kommodifizierung. Der Preis für die neben (oder in) Suchergebnissen platzierten Anzeigen wird dynamisch berechnet und versteigert. Bestimmte entweder sehr zweckklare oder eben sehr populäre Zeichenketten („Blumen“, „Automobile kaufen“, „Miley Cyrus“) sind in diesem Zusammenhang erwartungsgemäß teurer und somit möglicherweise für den so genannten „linguistischen Kapitalismus“ (linguistic capitalism) wertvoller. Anders als bei klassischer Werbung steht bei diesem weniger die Aufmerksamkeitsökonomie im Zentrum, sondern etwas, das man als Ausdrucks- oder Äußerungsökonomie bezeichnen kann (economy of expression).

Generell gilt: „Anything that can be named can be associated with a bid.“ (Kaplan, S. 59) Umso entscheidender ist es für die Anbieter solcher Auktionen, die naheliegend das Ziel einer umfassenden Kommodifizierung von Sprache verfolgen, ein hohes Verständnis von Sprache und Sprachgebrauch zu entwickeln und am besten bei Bedarf auch steuernd eingreifen zu können. Das Verständnis entsteht bei Google traditionell hauptsächlich aus der statistischen Erfassung und Analyse von textuellem Handeln beziehungsweise Verhalten und zwar in möglichst vielen Zusammenhängen (=Kon-Texten) und von möglichst vielen Akteuren. Auf dieser Basis werden die linguistischen Beziehungen ermittelt, die nach ihrer Häufigkeit unter anderem bei der Autovervollständigung im Eingabefenster bei Google oder dem Angebot von alternativen Zeichenketten bei der Ergebnisdarstellung als zusätzlicher Dienst erscheinen. An dieser Stelle ist dann auch prinzipiell ein gezielt lenkender Eingriff in das Sprachverhalten denkbar. Kaplan schreibt:

It transforms linguistic material without value (not much bidding on misspelled words) into a potentially profitable economic resource. When Google automatically extends a sentence you have started to type, it does more than save your time, it transforms your expression into one that is statistically more regular based on the linguistic data it daily gathers. Even if Google's autocompletion may not be explicitly biased toward more economically valuable expressions, it nevertheless tends to transform natural language into more regular, economically exploitable linguistic subsets. (S. 59f.)

Anhand des durch die Indexierung von Webseiten, Büchern, Metadaten und konkreten textuellen Mensch-Maschine-Interaktionen entstandenen Korpus verfügt Google über ein enormes statistisches Wissen zu Relationen zwischen Zeichenketten. Außerdem – was Kaplan nicht erwähnt – bei entsprechend nachvollziehbaren Profilen auf der Basis von Gmail oder Google+ auch über Relationen zwischen dem Zeichen- und Sprachgebrauch bestimmter und bestimmbarer Akteure, die wiederum als soziales Netzwerk erfasst und über Metadaten kategorisiert werden können. Die Grunderkenntnis bestätigt sich auch hier: Der digitale Kapitalismus ist elementar semiotisch.

In der Wirkung reicht er jedoch weit über den Bereich des Sprachlichen hinaus. Wenn Kaplan die Frage stellt, wie gerade in der Wechselwirkung von originär menschlichem Input (primary resources) und algorithmisch erzeugten beziehungsweise modifizierten Texten (secondary resources) bestimmte Sprachverzerrungen und -veränderungen entstehen, betrachtet er freilich nur einen Ausschnitt aus der Bandbreite möglicher Konsequenzen. Möglicherweise sind nämlich die simplen adaptiven Verfahren der Autovervollständigung, die eventuell unseren Sprachgebrauch beeinflussen genauso wenig wie eine damit einhergehende denkbare „Kreolisierung“ der Sprache die am dringlichsten zu analysierenden Auswirkungen des derzeitigen Quasimono-pols, das Google auf dem digitalen „multilingual linguistic market“ innehat.

So interessant sich das Konzept des „linguistic capitalism“ präsentiert, so sehr vernachlässigt es in der Darstellung bei Kaplan die Spannweite der Effekte der digitalen Kodifizierung der menschlichen Lebenswelt.

Eine aktuelle „Declaration on Digital Capitalism“ der „International Necronautical Society“ (einem Projekt des Schriftstellers Tom McCarthy und des Philosophen Simon Critchley) rotiert das Phänomen in einer leider etwas aufgesetzten Art in einem weiter fassenden Radius, wenn es in ihr, in Rückgriff auf Michel De Certeaus Vor-Internet-Buch „The Practice of Everyday Life“ (1980/1984) heißt:

We inhabit a world of endless and inescapable codings and notations, a world whose central currency is legibility. The exercise of power is a „scriptural enterprise.“ Citizen agents, whom he [de Certeau] dubs consumers rather than individuals, orchestrate small parole acts through the language of capitalist culture, whose matrix of legibility conspires to capture and decode even the most idiosyncratic. What might escape this matrix? Nothing, not even bodies, since all bodies are already seized hold of and written, transformed into code. (McCarthy, Critchley, 2014, S. 259)

Die Leitidee des digitalen (Sprach-)Kapitalismus ist demzufolge naheliegend die Auflösung von allen dafür tauglichen Phänomenen in maschinell verarbeitbare Zeichen und deren Prozessierung durch bestimmte Algorithmen. Das Ziel dabei ist, wie bei jedem Marktgeschehen, die mög-

lichst weitreichende Kontrolle dessen, was möglich wird und damit verbunden die Reduzierung von Unsicherheit. Was in den 1980ern und vielleicht schon eher Idee und Ansatz war (man denke an die Konzepte des so genannten Wissensmanagements), ist heute sehr weitreichend technisch umsetzbar. Die digitale Kodifizierung ermöglicht so die Kommodifizierung von Sinn-einheiten beziehungsweise Informationsobjekten, die sich der Verwandlung in marktförmige Produkte zuvor entzogen. Grundlage dieser Ökonomie ist immer die Kombination aus eindeutiger Benennbar- und Lesbarkeit (legibility) des Bezugs-codes und die statistische Erfassung von Relationen zwischen digitalen Objekten, zum Beispiel kategorisiert und vernetzt in der Dreierheit Akteur, Handlung, Ereignis.

Google ist in dieser Totalisierung der digitalen Kontrolle und Governance bei weitem nicht der einzige Akteur. Aber dadurch, dass es Google sehr früh gelang diese im Nachgang fast bestürzend einfachen Grundideen der Verknüpfung von Objekt- und Zeichenrelationen in eine mas-sentaugliche und damit auch vermarktbares Dienstleistung zu verwandeln, ist es bis heute der zentrale Türhüter und damit wahrscheinlich das zentrale Machtzentrum der an dieser Stelle erstaunlich wettbewerbsarmen digitalen Ökonomie.

Frederic Kaplan (2014) Linguistic Capitalism and Algorithmic Mediation. In: *Representations*, Vol. 127, No. 1 (Summer 2014), S. 57-63. URL: <http://www.jstor.org/stable/10.1525/rep.2014.127.1.57>

Thomas McCarthy, Simon Critchley (2014) Declaration on Digital Capitalism. In: *Artforum International*. October 2014, S. 254-259

Überarbeitete Fassung eines Beitrags im LIBREAS-Tumblr:

<http://libreas.tumblr.com/post/99407407976/linguistic-capitalism>

Ben Kaden ist Bibliotheksforscher (heise.de) aus Berlin.